64

Professor D. Paul Feine

Evangelium Krieg und Weltfrieden

D
639
R4
F32
1915
GTU
Storage

ig 1915
ichertsche Verlagsbuchhandlung Werner Scholl

Preis: M. 1.—

14/16

Von Professor D. **Feine** sind erschienen:

Theologie des Neuen Testaments, 3. und 4. Tausend, der 2. Auflage 2. und 3. Tausend (XII, 731 S.) gr. 8°. Leipzig, J. C. Hinrichs, 1912. M. 12.50, geb. in Halbfranz M. 14.50.

Einleitung in das Neue Testament, Leipzig, Quelle und Meyer, 1913. (VIII, 217 S.) gr. 8°. geb. M. 5.—

A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung Werner Scholl, Leipzig
Königstraße 25

Stammer, O., **Der Ästhetizismus Schleiermachers in Theorie und Praxis während der Jahre 1796—1802.** Ein Beitrag z. Geschichte u. Wertung d. ästhet. Weltanschauung. 1913. VII, 172 S. 1.50

Strathmann, H., **Geschichte der frühchristlichen Askese bis zur Entstehung des Mönchtums.** 1. Band: Die Askese in der Umgebung des werdenden Christentums. 1914. XIII, 344 S. 8.40, geb. 9.60

Stange, C., **Christentum u. moderne Weltanschauung.** 2. Aufl.
I. **Das Problem der Religion.** 1913. 139 S. 3.—, geb. 3.50
II. **Naturgesetz u. Wunderglaube.** 1914. 118 S. 2.40, geb. 2.90

—, **Moderne Probleme des christlichen Glaubens.** 1911. VI, 237 S. 3.80, geb. 4.60

—, **Die Wahrheit des Christusglaubens** mit e. Anhang üb. d. Eigenart d. christl. Gottesglaubens. V, 126 S. 2.80, geb. 3.50

Vollrath, W., **Formale Methoden in der Theologie.** Kritische Studie z. Religionspsychologie, Religionsgeschichte u. -Soziologie. 1914. 61 S. 1.80

Walther, W., **Die Gebetserhörung. Wie ist sie zu denken?** 1911. IV, 132 S. 2.—

—, **Das Erbe d. Reformation** im Kampf d. Gegenwart.
1. Der Glaube an das Wort Gottes. 1903. 92 S. 1.60, kart. 1.85
2. Rechtfertigung od. relig. Erlebnis. 04. IV, 94 S. 1.80, kart. 2.—
3. Christl. Sittlichkeit n. Luther. 1909. VIII, 137 S. 2.80, kart. 3.—

Weber, E., **Der Einfluß der protestantischen Schulphilosophie auf die orthodox-luther. Dogmatik.** 1908. VIII, 173 S. 3.60

Karl A. Mueller.

Evangelium, Krieg und Weltfrieden

Von

Professor D. Paul Feine (Feine)

Leipzig 1915
A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung Werner Scholl

D
639
R4
F32
1915

D
639
R4F32

Alle Rechte vorbehalten.

PACIFIC LUTHERAN
THEOLOGICAL SEMINARY
LIBRARY

16283

Vorwort.

Schon seit Beginn des jetzigen Krieges beschäftigt mich wie unzählige Christen das Problem, wie sich das Christentum und der Krieg miteinander vertragen. Niemand von uns kann und will sich aus dem großen und einheitlichen nationalen Empfinden lösen, welches unser ganzes Volk in diesem furchtbaren Krieg zusammenschließt. Aber unseren christlichen Glauben und unsere christliche Hoffnung wollen wir durch das Eintreten für die höchsten irdischen Güter gewiß nicht gefährden. Gibt es eine Vereinigung dieses scheinbar auseinanderfallenden Strebens? Viele in unserem Volke suchen sie, finden sie aber nicht, und fühlen sich dadurch bedrückt. Andere ahnen, daß es eine Lösung geben müsse, denn sie tragen beides als unveräußerliche Realitäten in ihrem Innern, aber es gelingt ihnen nicht, zu wirklicher Erkenntnis zu gelangen. Oder haben doch diejenigen recht, welche sagen: Da wir weder fromm noch kirchlich sind, sondern nur Menschen sein wollen wie Goethe und Fichte, so bereitet uns der Krieg keine Skrupel, denn wir nehmen an ihm teil als Nichtchristen, als Humanisten, als Heiden, als Juden, und selbst die religiösen Naturen unter uns sicher nicht als Männer der Kirche, sondern nur als Bürger des deutschen Staates?

Ein äußerer Anlaß ist es gewesen, der mir schließlich die Feder in die Hand gedrückt hat. Es soll im folgenden der Versuch gemacht werden, ganz schlicht und einfach, und ohne verwickelte ethische Gedankengänge, die uns bewegende große Frage in das Licht des Evangeliums zu stellen, wie ich es verstehe.

Halle a. S., den 7. August 1915.

D. Paul Feine.

Inhaltsübersicht.

Seite

1. Bryans pazifistische Ideen als Ausgangspunkt 1
2. Worte Jesu, die den Krieg verwerfen 4
3. Worte Jesu, die auch in Zukunft den Krieg voraussetzen . . . 9
4. Das persönliche Verhalten Jesu der Obrigkeit gegenüber . . . 10
5. Das persönliche Verhalten Jesu als Richtlinie des Verständnisses seiner Worte 12
6. Die Forderungen der Bergpredigt in ihrer bedrückenden Größe. 14
7. Gott führt dereinst den vollkommenen Zustand der Dinge herbei . 16
8. Die irdischen Aufgaben bringen uns in Konflikt mit Jesu Forderung 19
9. Versuche, diesen Konflikt zu lösen 21
10. Die natürlichen Ordnungen dieses Lebens und das Wesen des Staates 25
11. Dante, Kant und Luther über die religiöse Aufgabe des Staates . 29
12. Jesu prinzipielle Stellung zu Staat und Obrigkeit 34
13. Pazifismus und Evangelium 38
14. Die unveräußerlichen Rechte und Forderungen des Staates an uns 42
15. Das Endziel des Reiches Gottes 47

1.

Als der amerikanische Staatssekretär Bryan im Juni dieses Jahres sein Amt niederlegte und diesen Schritt und die Gründe dazu in einem Aufruf an das amerikanische Volk rechtfertigte, schrieb ich in die Kreuzzeitung Nr. 303 vom 17. Juni einen Artikel, in welchem ich die Argumente Bryans einer Kritik unterzog. Bryan war wohl der erste, der als Minister eines Weltreiches pazifistischen Ideen gehuldigt hat. Er vertrat in seinem Aufruf die Forderung eines Systems der Verhandlungen zwischen den Staaten, welches statt der Gewalt die Überredung anwende und die allgemeine Brüderlichkeit zum Ziele habe. Eine Nation, so meinte er, müsse die Welt einmal aus der dunklen Nacht des Krieges herausführen ins Licht des Tages, wo die Schwerter zu Pflugscharen umgeschmiedet werden, und dieser ehrenvollen Aufgabe habe sich Amerika zu unterziehen.

Hat er als Staatssekretär diesen Anschauungen nicht Folge geben können, so hat er den Versuch, ihnen in der Wirklichkeit Boden zu verschaffen, alsbald nach seinem Rücktritt unternommen. Man würde gewiß irre gehen, wollte man die Motive Bryans als rein religiöse betrachten. Das demokratische Staatsideal des Amerikaners ist wahrscheinlich nicht ohne Einfluß auf seine pazifistischen Ideen. Ferner ist Bryan den Angaben amerikanischer Blätter zufolge, wie Wilson und Roosevelt, Freimaurer. Die Freimaurerei vertritt aber Toleranz und allgemeine Brüderlichkeit. So wenig die Logen Frankreichs und Italiens praktisch dies Ideal ver-

folgt haben — sie sind bekanntlich zielbewußte und erfolgreiche Agitatoren gegen das Deutsche Reich gewesen — scheint doch in Nordamerika ein Zusammenhang zwischen Pazifismus und Freimaurerei zu bestehen. Daß die pazifistische Strömung in Amerika nicht ohne Bedeutung ist, wird begreiflich, wenn man bedenkt, daß weit über die Hälfte aller heutigen Freimaurer in Nordamerika leben. Aber wie dem auch sein mag, das religiöse Element ist in Männern wie Bryan vorhanden, und mit diesem haben wir uns auseinanderzusetzen.

Ich machte gegen Bryan geltend, daß er als Pazifist den Sinn des Evangeliums nicht richtig deute. Jesus habe sich nicht der Illusion hingegeben, daß unter dem Einflusse des Christentums die Dinge und Ordnungen dieser Welt sich so umgestalten würden, daß die Menschen untereinander im Geiste des Christentums verkehren würden. Hat doch eine allgemeine Weltverbrüderung Jesus gewiß nicht vorgeschwebt. Weder die Durchdringung der Kultur noch des Staates mit den Gotteskräften, als deren Träger er sich wußte, sei für ihn das Ziel der Weltentwicklung gewesen. Sondern mit herrlicher Klarheit habe er gesehen, daß Kultur und Staat anderen Ordnungen folgten, als er sie in seinem eigenen Innern trug. Ich betrachtete es als selbstverständlich, daß der christliche Glaube, wenn er einmal im Herzen des Menschen fest verankert sei, alles Tun des Menschen, also auch Kultur und Staat befruchten und einen unaufhaltsam fortschreitenden Umgestaltungsprozeß einleiten müsse. Aber das Evangelium könne nur als Salz wirken. Vieles werde anders werden, als es ohne den Einfluß des Christentums wäre. Kultur und Staat müßten jedoch ihre eigenen Wege gehen. Völker und Reiche könnten in ihrem Verhältnis zueinander sich nie nur von dem Gesetz der Liebe leiten lassen. Diese Forderung könne auch nicht daraus abgeleitet werden, daß die Völker gewissermaßen Kollektivpersonen sein. Die Forderung, sich selbst aufzugeben, aus Liebesgesinnung gegen den anderen, sei, auf den Verkehr der Völker untereinander angewendet, wider-

sinnig und unethisch. Die Ethik des Christentums finde ihre Vollendung erst in der jenseitigen Welt, weil das Reich Gottes etwas Transzendentes sei. Das rechtverstandene Evangelium stütze die pazifistischen Ideen in der Gegenwart nicht.

Gegen dies mein Verständnis des Evangeliums hat sich darauf in Nr. 342 der Kreuzzeitung vom 8. Juli dieses Jahres Professor F. W. Förster gewendet. Er findet nicht, wie ich es getan habe, Bryans Ideen für einen Staatsmann schwer verständlich, sondern er freut sich des Protestes Bryans gegen das Heidentum in der Politik als einer erhebenden Kundgebung christlichen Fortschritts. Denn nach Förster kann die Einsicht in die tragische Gewalt der kollektiven Leidenschaften und in die außerordentlichen Schwierigkeiten der Rechtsfindung auf dem Gebiete internationaler Konflikte den Christen nicht davon dispensieren, auch in diese großen Entscheidungen immer mehr den Geist des Christentums hineinzutragen. „Wenn uns der gegenwärtige Weltkrieg überhaupt irgend etwas lehrt, so ist es die Wahrheit, daß die bloßen Gewaltmethoden den ungeheuren Schwierigkeiten im Zusammenleben der Völker absolut nicht mehr gewachsen sind, sondern daß höhere sittliche Mächte hier eintreten müssen — oder es entsteht ein neuer Weltbrand, in dem die menschliche Kultur überhaupt versinkt." Was Förster an meinem Artikel so überrascht hat, ist, daß er ihn so verstand, als wolle ich die Behandlung der Völkerfragen überhaupt von der Einheit unseres Gewissenslebens abspalten und der Dynamik des bloßen Interessenkampfes ausliefern, und dies wolle ich tun in demselben Augenblicke, in dem die Menschheit aus ihrer blutigen und ratlosen Not heraus geradezu schreie nach der Einführung höherer Gesichtspunkte in die weltpolitischen Auseinandersetzungen. Daher fragt er, ob nicht gerade das ein weltflüchtiges Christentum sei, welches hier nichts zu sagen und zu geben wisse.

Mit dieser Deutung hat nun freilich Förster meine Ansicht nicht getroffen. Denn auch mir ist es zweifellos, daß jedes Verständnis der Aufgaben des Christen in dieser

Welt und den Interessen und Fragen dieses Lebens gegenüber, welches von einem doppelten Gewissen ausginge, als christliches nicht betrachtet werden kann. Der Christ ist in seinem ganzen Tun eine Einheit. Wir legen als Christen Wert darauf, daß wir als christliche Persönlichkeiten zu einer festen Geschlossenheit des Charakters gelangen. Von einem Punkte aus, das ist unsere innere Verbindung mit Gott und mit Christus, ordnet sich unsere Stellung zu allen Dingen, Verhältnissen und Personen. Was an uns herantritt, kann in einer nur sehr entfernten oder auch in keiner Verbindung mit dem Zentrum unseres Personlebens stehen, unsere Berührung mit ihm kann aber doch nicht geschehen, ohne daß unser Personleben, wenn es in Gott gegründet ist, seinen Einfluß ausübt.

In betreff dieser Grundgedanken dürfte kein Streit sein. Verstehen wir die christliche Grunderfahrung als Buße oder Glaube oder Wiedergeburt oder Erneuerung oder Bekehrung, so greift das alles bis auf den Grund unserer Seele. Wir werden, wenn das Evangelium uns berührt, im Kern unseres Wesens getroffen, und von hier aus vollzieht sich ein völliger Neubau, in dem alles irgendwie mit einbezogen werden muß, was in der uns umgebenden Welt zu uns Beziehungen hat.

Aber damit ist noch gar nicht alles gesagt, sondern nun beginnen erst die Schwierigkeiten, und auch nun erst treten die Differenzen hervor, welche zwischen Försters und meiner Anschauung bestehen. Das Problem ist aber ein so großes, entscheidendes und verwickeltes, daß es sich verlohnt, es etwas ausführlicher behandeln. Ist es doch auch eine jener Fragen, welche der gegenwärtige Krieg allen Christen auf die Seele wirft, und zu der es gilt, möglichst klar Stellung zu nehmen.

2.

Wir fragen zuerst: Gibt es nicht im Evangelium Worte, in denen Jesus selbst zum Kriege Stellung genommen hat? Sie wären ja wohl die sichersten Wegweiser. Wie so oft

finden wir aber auch bei diesem Problem, daß nicht nur nach einer Richtung, nach dem Frieden hin weisende Äußerungen Jesu vorhanden sind.

Jesus hat vor Pilatus gesagt: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt. Wäre mein Reich von dieser Welt, meine Diener würden darob kämpfen, daß ich den Juden nicht überantwortet würde; aber nun ist mein Reich nicht von dannen", Joh. 18, 36. [1]) Wir haben es nicht nötig, zum Zwecke des Verständnisses dieses Wortes auf den Begriff des Reiches Gottes bei Johannes im Unterschiede von den älteren Evangelien oder in Übereinstimmung mit ihnen einzugehen. Worauf es für uns jetzt ankommt, das ist klar und deutlich ausgesprochen. Jesus unterscheidet sein Reich und die Art seines Reiches von den Reichen dieser Welt. In diesen wird gekämpft, der Waffengang entscheidet, die Untertanen haben ihr Leben einzusetzen, damit Streitfragen ausgetragen werden. Das lehnt Jesus für sein Reich und dessen Angehörige ab. Es widerspricht dem Wesen des Reiches, an dessen Spitze er steht, daß derartige äußere Mittel und Gewaltmethoden angewendet werden.

Mit der somit gewonnenen Richtlinie stimmen andere Äußerungen Jesu überein. Jesus hat es dem Petrus, der in Gethsemane dem Knecht des Hohenpriesters ein Ohr abgehauen hatte, verwiesen: „Stecke dein Schwert an seinen Ort; denn wer das Schwert nimmt, der soll durchs Schwert umkommen", Matth. 26, 52. Als er merkte, daß seine Jünger sich mit hoffärtigen Gedanken trugen, rief er sie zu sich und gab ihnen das Gebot: „Ihr wisset, daß die weltlichen Fürsten herrschen, und die Oberherren haben Gewalt. So soll es nicht sein unter euch; sondern, so jemand will unter euch gewaltig sein, der sei euer Diener", Matth. 20, 25. 26. Und in diesem Zusammenhange hat Jesus auf sein eigenes Beispiel hingewiesen, der als ihr Meister und der Menschensohn sich

[1]) Ich zitiere nach dem Luthertext, damit auch solche, welche den Urtext nicht benutzen, die Möglichkeit der Kontrolle haben.

nicht hat von den Menschen bedienen lassen, sondern seine Aufgabe als der größte unter den Menschenkindern gerade darin erblickt hat, der Menschheit zu dienen und sein Leben als Lösegeld für sie dahinzugeben. Hier erscheint es geradezu als Befehl Jesu an seine Jünger, und danach doch wohl auch an seine Kirche, daß sie sich organisieren nach anderen Gesetzen als denen der weltlichen Reiche. Das Gewaltüben und das Führen der Herrschaft, sowie alle Dinge, die damit in Verbindung stehen, wie das Rechtsprechen, Bestrafen, Kriegführen, den Feind töten, soll in ihrer Mitte ausgeschlossen sein.

Geradezu ein Beispiel zu dieser Anweisung würde eine Erzählung bieten, die uns nur Luk. 9, 51—56 erhalten hat, wenn hier nicht die Textüberlieferung schwankte. Jesus will nach Jerusalem ziehen und schickt Boten, die ihm in einem Marktflecken der Samariter Herberge bestellen sollen. Als die Samariter sich weigern, ihn als nach Jerusalem wandernden Juden aufzunehmen, und die Zebedaiden, über die Zurückweisung zornentbrannt, nach dem Vorbilde des Elias Feuer vom Himmel über diese samaritische Stadt fallen lassen wollen, verweist es ihnen Jesus mit der Begründung: „Wisset ihr nicht, welches Geistes Kinder ihr seid? Des Menschen Sohn ist nicht gekommen, der Menschen Seelen zu verderben, sondern zu erhalten.“ Aber diese ganze Begründung, nach der es eben mit dem Geiste des Evangeliums als unvereinbar erklärt wird, Leben der Menschen hinzuopfern, sei es auch im Dienste des Evangeliums, wird von der besten handschriftlichen Überlieferung verleugnet. Der sicher bezeugte Text enthält nur die schlichten Worte: „Jesus aber wandte sich um und verwies es ihnen.“

Aber die grundlegende Belehrung, wie Jesus über den Krieg gedacht hat, gibt ja doch die Bergpredigt. Hier haben wir auch nicht Worte Jesu, die aus ganz anderen Situationen hervorgewachsen wären, und die nur in abgeleiteter Weise herangezogen werden könnten, sondern in der Bergpredigt ist es Jesu Absicht, das rechte sittliche Verhalten der Kinder

Gottes vor Augen zu stellen. Da dröhnen uns seine Worte geradezu ins Ohr. Die Welt handelt nach dem Grundsatz der Wiedervergeltung. Jesus aber gebietet, dem Übel nicht zu widerstehen; nicht nur willig stille zu halten, wenn uns Böses widerfährt, sondern noch darüber hinauszugehen und mehr zu tun und zu leiden als man uns antun wollte. Dem Feind Übles zuzufügen, darf dem Jünger Jesu nicht einfallen, nein: „Liebet eure Feinde, segnet, die euch fluchen; tut wohl denen, die euch hassen; bittet für die, so euch beleidigen und verfolgen; auf daß ihr Kinder seid eures Vaters im Himmel", Matth. 5, 44. 45.

Wie oft hat man versucht, diese Forderungen Jesu in ihrer Unerbittlichkeit zu beschränken. Man sagt, sie sollen nur Geltung haben für die letzten Zeiten der großen Weltkatastrophe, da jeder, ehe es zu spät ist, sich zu heroischem Tun aufzuschwingen vermöge, oder man verweist darauf, daß die Form der Worte eine absichtlich zugespitzte, fast paradoxe sei. Ziehe man sie ins gewöhnliche Leben hinein, so sehe man an der Unerfüllbarkeit, daß Jesus sich nur so schroff ausgedrückt habe, um die Mahnungen besonders eindringlich zu machen. Als ob irgendetwas in diesen Sätzen auf besondere Zeitumstände hinwiese, für die sie gelten sollen, und als ob ein Gebot eindringlicher würde, sowie man es übertreibt. Aber auch jenes Verständnis wird der Majestät der Forderung Jesu nicht gerecht, welches auf der einen Seite diese Sätze als schlechthin unaufgebbar betrachtet, insofern sie nämlich Ausdruck der Gesinnung sein sollen, die Jesus bei seinen Reichsgenossen sucht, welches aber auf der anderen Seite sofort die Frage stellt, ob diese Gesinnung nicht auch in den verschiedenen Situationen und ob sie nicht auch im Kriege bewährt werden könne.[1])

Nein, hier gilt es, sich von aller und jeder Abschwächung fern zu halten. Für den Krieg ist angesichts solcher ethischer

[1]) L. Ihmels, Der Krieg im Lichte der christlichen Ethik. Leipzig 1915. S. 6 f.

Sätze kein Raum. Auf den Gebrauch der Waffen und Blutvergießen darf es der Jünger Jesu nicht ankommen lassen. Er erhält die Weisung, überhaupt nicht auf seinem Rechte zu bestehen oder es zu suchen. Er soll auf sein Recht verzichten und durch freiwilliges Darbieten von mehr als dem Geforderten den Widersacher innerlich entwaffnen. Sogar wenn wir noch auf dem Wege zum Richter sind, sollen wir uns versöhnen und nachgeben. Mit dem Feinde — und man kann nicht den Privatfeind von dem Feinde im Kriege unterscheiden — sollen wir ähnlich verfahren. Die Liebe soll nicht nur angewendet werden, wenn der Feind verwundet und hilflos ist, sondern unbedingt. Die eigene Ehre ist nicht ein Gut, das geschützt werden soll, die persönliche Bedrohung und Gefahr ist nicht Grund zur Gegenwehr, sondern wie Gott alle Geschöpfe, auch die bösen, mit Liebe umfaßt, soll Jesu Jünger auch Böses mit Gutem vergelten.

Man hat auch Gleichnisse Jesu in ähnlichem Sinne deuten wollen, insbesondere das Gleichnis vom Sauerteig. So deutet erst jetzt wieder Förster dies Bildwort als bezüglich auf die Kulturkraft des Christentums. Doch ist das schwerlich richtig. In diesem Gleichnis will Jesus nicht den Gedanken veranschaulichen, daß alle Ordnungen und Verhältnisse des irdischen Lebens in einem allmählichen Umgestaltungsprozeß dem christlichen Lebensideal angeglichen werden, sondern in dem Doppelgleichnis vom Sauerteig und Senfkorn hat er auch einen Doppelgedanken betreffend das Reich Gottes vor Augen. So wenig die Senfstaude Bild ist für einen die ganze Erde beschattenden Baum, so wenig sind die 3 Scheffel (= 36 Liter) Mehl Bild für die gesamte Menschenwelt. Die Gleichnisse handeln von dem extensiven und intensiven Wachstum des Reiches Gottes und sagen aus, daß das Reich sowohl eine große Ausdehnung gewinnen wie die von ihm ergriffenen Menschen ganz erneuern und umbilden wird.

3.

Nun hat Jesus allerdings auch anders zu seinen Jüngern gesprochen. Wie der Täufer in seiner Predigt an die einzelnen Stände des jüdischen Volks den Kriegsleuten nicht sagt: Schmelzt eure Schwerter ein zu Pflugscharen und macht eure Spieße zu Sicheln, sondern sie vor Gewalttat und Unrecht warnt, so hat auch Jesus in seinen Gleichnissen unbefangen das Vorhandensein und doch wohl auch das Weiterbestehen des Krieges und kriegerischer Verwicklungen vorausgesetzt. Gerade auch seine Reden von den Dingen, die dem Ende vorausgehen werden, sprechen von Kriegen und Kriegsgeschrei und von Nöten, Plagen und Übeln, wie sie im Gefolge großer Völkerkriege auftreten, Matth. 24. Er hat also nicht angenommen, daß zur Zeit des endgültigen Kommens des Reiches Gottes das Christentum eine sauerteigartige Wirkung auf die Völkerwelt ausgeübt haben werde, sondern die Jüngergemeinde erscheint als eine der Drangsal unterworfene Minderheit. Ich sehe meinerseits keine Veranlassung, diese Worte von kriegerischen Ereignissen und vor dem Ende eintretenden Weltkatastrophen als später dem Evangelium eingefügt zu betrachten, sie enthalten nichts dem Sinne Jesu Widersprechendes.

Auch sonst erscheint Jesus im Evangelium nicht immer als der Friedensbringer. Er weiß sich nicht gekommen, Frieden zu senden, sondern das Schwert, Matth. 10, 34 ff. Er hat die Berufsaufgabe, ein Feuer anzuzünden auf Erden. Und er fährt fort, in Verfolgung dieses Gedankens: „Was wollte ich lieber, denn es brennte schon?“ Luk. 12, 49 ff. Vor seinem Hinscheiden, als er von dem Rüstzeug seiner Jünger für die Verkündigung des Evangeliums an seiner Statt und in seiner Nachfolge sprach, gab er die Mahnung: wer nicht hat, verkaufe sein Kleid und kaufe ein Schwert, Luk. 22, 36. Bei allen solchen Worten darf allerdings nicht verkannt werden, daß Jesus hier wie so oft bildlich spricht. Er will

mit solchen Äußerungen nicht den Krieg rechtfertigen und seine Jünger anweisen, sich solchem Tun der Welt einzugliedern, er will sie aber darauf vorbereiten, daß seine Nachfolge ihnen den Haß der Welt einträgt und sie in seinem Dienst vor die schwersten persönlichen Entscheidungen gestellt werden. Bis in die Familie und das Haus wird der Riß reichen, der unter Umständen durch den Anschluß an ihn eintreten muß.

Alles in allem genommen, tritt mit überwältigender Deutlichkeit hervor, daß Jesu Äußerungen nicht als eine Rechtfertigung des Krieges in irgendeiner Form gedeutet werden dürfen. Die Worte, in denen er auch in der Zukunft noch Streit und Kriege erwartet, handeln nicht von dem Zustand des Reiches Gottes, sondern von einer dem vollen Willen Gottes noch nicht entsprechenden Weltordnung. Er ist selbst der große Friedensbringer, und er hat es nicht unterlassen, in den Seligpreisungen der Bergpredigt, wo er die Frömmigkeit der Reichsgenossen schildert, auch der Friedensstifter zu gedenken. Denn die 7. Seligpreisung lautet, richtig übersetzt: „Selig sind die Friedensstifter; denn sie werden Gottes Kinder heißen". Das Friedestiften hat auch hier selbstverständlich einen ganz umfassenden Sinn. Es bezieht sich nicht nur auf das Verhältnis des Menschen zum Menschen. Der Reichsgenosse ist ein Gegner auch alles und jeden Krieges, und wird, wo und wie er nur kann, für den Frieden eintreten.

4.

Dennoch ist mit dieser Feststellung die uns beschäftigende Frage keineswegs erledigt. Zunächst scheint das persönliche Verhalten Jesu nicht ohne weiteres mit den in der Bergpredigt aufgestellten Forderungen in Einklang zu stehen. Derselbe Jesus, der alle Rechtsbildung und Rechtsordnung im Kreise seiner Jünger abgelehnt hatte, dem am Staate nur das Gewaltüben und Herrschenwollen bedeutsam erschienen

zu sein scheint, der den Seinen verboten hatte, zu schwören, ordnet sich willig und wie selbstverständlich der Obrigkeit seines Volkes und der Autorität des römischen Staates unter. Ja, er hat dem römischen Prokurator, der ihm mit seiner Machtbefugnis imponieren wollte, sogar entgegengehalten, daß er keine Macht über ihn haben würde, hätte Gott sie ihm nicht gegeben, Joh. 19, 11. Jesus hat also offenbar die obrigkeitliche Gewalt auch des heidnischen Rom als eine gottgeordnete betrachtet, welcher er wie seine Jünger zu gehorchen haben. Als der Hohepriester ihn zu einer eidlichen Bekräftigung seiner Gottessohnschaft aufforderte, hat er diesen Eid nicht unter Berufung auf die Gesetze des Gottesreiches abgelehnt, sondern ihn ohne weiteres geleistet, während er vorher auf die vorgebrachten Anklagen geschwiegen hatte, Matth. 26, 63. 64. Als ihm in der Verhandlung vor dem Hohen Rat ein Gerichtsdiener wegen einer angeblich ungeziemenden Antwort an den Hohenpriester einen Backenstreich gab, hat Jesus ihm nicht die andere Backe auch hingehalten, sondern hat ihm sein Tun ruhig verwiesen, Joh. 18, 22. 23.

Ferner müssen wir doch wohl annehmen, daß die Jünger ihren Meister in der Frage, wie sie sich zu den Ordnungen dieses Lebens und zum Staate stellen sollen, nicht ganz mißverstanden haben. Wir finden aber bei ihnen nicht die Neigung, sich in weltverneinender Weise abzusondern und entsprechend den Vorschriften der Bergpredigt zu organisieren, sondern auch sie haben sich der staatlichen und rechtlichen Ordnung gefügt, der Apostel Paulus hat Röm. 13 dem römischen Staate und seiner Aufgabe sogar hohe Anerkennung gespendet. Aber hinsichtlich des Rechtsuchens vor staatlichen und bürgerlichen Gerichten klingen Jesu Anweisungen auch in der apostolischen Zeit deutlich durch. Das Christentum der ersten Jahrhunderte hat jedoch dem Staate gegenüber und insbesondere zum Soldaten- und Kriegswesen eine sehr zurückhaltende und auch ablehnende Haltung eingenommen. Das

ist unter dem Einfluß des Evangeliums geschehen. Tertullian im 3. Jahrhundert will den Krieger nicht mit dem Kranz des Siegers, sondern mit der Krone des Überwinders geschmückt sehen.

5.

Liegt die Sache aber so, so wird man von neuem zu fragen haben, ob wir denn die Bergpredigt und überhaupt die weltabgewandten Worte Jesu richtig verstanden haben. Hat doch wohl jeder von uns, wenn nicht die Erkenntnis, so doch das instinktive Gefühl, daß Tolstoi den Geist Jesu nicht trifft, wenn er erklärt, um des Gebotes Jesu in der Bergpredigt willen werde er sich nicht zur Wehre setzen, wenn jemand nachts in sein Haus einbreche, um zu rauben und Weib und Kinder zu ermorden. Uns scheint in solchem Urteil ein Rest tatarisch-slawischen Knechtsgehorsams und die einseitige und daher falsche Erziehung gerade der russisch-orthodoxen Kirche mitzusprechen. Denn Tolstoi würde mit solchem Verhalten gegen elementare sittliche Gebote verstoßen.

Eins ist wohl jedem von uns klar, der in Jesus den unbedingten Wegweiser zu Gott erblickt, weil uns in ihm die volle Verkörperung des Willens Gottes entgegentritt, daß wir bei Jesus die erschöpfende Antwort finden können. Wir kennen bei ihm auch keinen Zwiespalt des Lehrens und des Tuns. Treten wir vor eine Schwierigkeit der Beurteilung, so ist der sicherste Führer sein Handeln. Denn dies steht klar und deutlich vor unseren Augen, während über den Sinn seiner Lehre gestritten werden kann und gestritten wird. Sein persönliches Verhalten steht nun aber doch nicht, wenn man genau zusieht, in erheblichem Widerspruch zu seinen ethischen Forderungen.

Die charakteristischsten Sätze in seinem Munde sind das Gebot der Feindesliebe und die Forderung, dem Übel, oder wie richtiger zu übersetzen ist, dem Bösen nicht zu widerstehen.

Die Feindesliebe ist nun tatsächlich von Jesus im umfassendsten Sinne geübt worden. Er hat denen wohlgetan,

die ihn haßten, noch am Kreuz für seine Beleidiger gebeten, ist für seine Feinde gestorben, hat das Jerusalem, das ihn wie die Propheten verworfen hatte, darauf verwiesen, daß die Zeit kommen werde, wo auch sie sich vor ihm beugen werden mit dem Rufe: „Gelobet sei, der da kommt im Namen des Herrn", Matth. 23, 37—39. So soll nach seiner Ansicht der Kampf, in dem er in seinem Berufsleben mit dem Volk und seinen Führern gestanden hat, gerade durch seine suchende Liebe in den Triumph dieser Liebe ausschlagen. Er hat dem Bösen nicht widerstanden, das vom Verräter über ihn gebracht worden ist. Die unvergleichliche Hoheit gerade seiner Überwindung des Bösen mit Gutem zeigt sich in seinem Verhalten dem Verräter gegenüber bei seiner Gefangennehmung. Dort in Gethsemane, dem Judas gegenüber, hat er viel mehr getan, als die zweite Backe dargeboten, als er auf die rechte geschlagen wurde.

Worte wie die, „so dir jemand einen Streich gibt auf deinen rechten Backen, dem biete den anderen auch dar", oder „so dich jemand nötiget (d. h. dich bittet, ihm Wegweiserdienste zu leisten) eine Meile, so gehe mit ihm zwei", Matth. 5, 39. 41, wollen eben, wie so manches andere Jesuswort, dem Sinne, nicht dem Buchstaben nach verstanden werden. Es gehört schon ein Körnchen Salz dazu, die oft so markanten Worte Jesu nicht zu äußerlich zu fassen. Was sollen wir zwei Meilen mitgehen, wenn der andere vielleicht schon früher an das Ziel gelangt? Und ob Jesus den Diener des Hohenpriesters nicht besser und liebevoller von der Unrichtigkeit seines Tuns überführt hat durch sein ruhiges Wort als durch ein zweimaliges Sichschlagenlassen, darf man auch fragen. Das leitende Wort ist das Gebot, dem Bösen nicht zu widerstreben, das folgende ist nur Ausführung dieses Gedankens.

Allerdings, Jesus hat vor dem Hohenpriester geschworen, nachdem und trotzdem er den Seinen das Schwören überhaupt verboten hatte. Ist es doch eine schwächliche Erklärung,

wenn man unterscheiden wollte, er habe nur den Schwur im gewöhnlichen Leben verboten, nicht aber den Schwur, den die Obrigkeit verlange. Denn Jesus leitet sein vom Alten Testament abweichendes Gebot mit den Worten ein: „Ich aber sage euch, daß ihr allerdings, d. h. überhaupt, nicht schwören sollt", Matth. 5, 34. Jesus hat auch nicht geordnet: „Eure Rede sei ja, ja; nein, nein: was darüber ist, das ist vom Übel", Matth. 5, 37, sondern hier haben einmal einige andere Quellen der Überlieferung, voran Jak. 5, 12, das Wort Jesu in noch reinerer Fassung erhalten. Was bedarf es in einer Gemeinschaft, in der unbedingte Wahrhaftigkeit herrscht, einer doppelten Bejahung oder Verneinung? Jesus hat vielmehr verlangt, daß das Ja eines Christen ein Ja und das Nein ein Nein sein soll. Ist das aber so, so ist weder im privaten noch im öffentlichen Leben irgendeine weitere Bekräftigung erforderlich, geschweige ein Schwur.

Ich sehe nicht, wie man anders urteilen kann, als daß angesichts dieses Bestandes der Überlieferung Jesu Gebot und persönliches Verhalten keine vollständige Einheit darbieten. Es sollte auch von Jesus kein Schwur vor dem Hohenpriester geleistet worden sein, und er hätte auch keine Veranlassung gehabt, ihn zu leisten in allem, was das Reich Gottes angeht. Aber unbedenklich ist auch Jesus auf den von ihm geforderten Eid eingegangen, als die staatliche Obrigkeit mit ihrer Ordnung und ihrer Macht an ihn herantrat.

6.

Diese Unstimmigkeit hat also ihren bestimmten Grund. Und wir sind auch imstande, demselben noch etwas näher nachzugehen.

Man wird bei der Bedeutung der Bergpredigt in Jesu Verkündigung einzusetzen haben. Wir betrachten die Bergpredigt als die große Gesetzgebung für die neutestamentliche Sittlichkeit. Jesus tritt ja dort auch mit dem Anspruch auf,

die bessere Gerechtigkeit der Glieder des Gottesreiches zu schildern. „Ihr habt gehört, daß zu den Alten gesagt ist — ich aber sage euch", leitet er die neuen Sätze ein. Es ist doch wohl selbstverständlich, daß Jesus nicht bloß in den Wolken schwebende Gebote hat geben wollen, sondern daß er die Feindesliebe und die Überwindung des Bösen durch mehr als das geforderte Sichunterordnen unter das Böse von den Seinigen tatsächlich verlangt hat. Man darf ja nicht zu schnell mit Überlegungen bei der Hand sein wie der, mit solchen Forderungen sei auf dieser Erde kein Gemeinschaftsleben möglich. Dies beruhe nun einmal auf der Rechtsordnung, in der Bergpredigt hebe Jesus aber für die Seinen das Streben nach einer Rechtsordnung auf. Wolle man Jesus also nicht als einen Utopisten betrachten, so könne man seine Forderungen nicht buchstäblich nehmen.

Nein, diese uns bedrückenden Worte sind ganz eigentlich von Jesus gemeint. Jede nähere psychologische Betrachtung bringt uns zur Erkenntnis, daß sie in unserem Innern ein deutliches Echo hervorrufen. Ob wir tatsächlich so gehandelt haben oder handeln oder handeln können, das ist zunächst nicht die Frage. Jeder von uns weiß, daß schon die Zornesgesinnung eine Sünde ist, eine Sünde gegen das voll und tief verstandene 5. Gebot lutherischer Zählung. Das gleiche gilt vom begehrlichen Blick, von dem Sichauflehnen wider das Böse. Das wäre der rechte Zustand unter den Menschen, wenn ein Ja wirklich Ja wäre, das Nein ein Nein, wenn das Böse, wo irgend es sein Haupt erhöbe, durch suchende Liebe und demütige Unterordnung entwaffnet würde. Und solange es Menschen gibt, wird ein voller Akkord der Zustimmung dem von Jesus aufgestellten Lebensideal entgegenklingen: „Ihr sollt vollkommen sein, gleichwie euer Vater im Himmel vollkommen ist", Matth. 5, 48. Denn das ist ja doch die tiefste Wahrheit, die jeder von uns im Busen trägt:

Vor jedem steht ein Bild, des, das er werden soll;
Solang er dies nicht ist, ist nicht sein Friede voll.

Dies Bild ist aber Gott; Gott, wie er uns kundgeworden ist in der Person Jesu, der das Ideal von der Vollkommenheit des Menschen in unüberbietbarer Reinheit vor uns hingestellt hat. Hat uns dies Ideal einmal ergriffen, so kommen wir von ihm nicht mehr los, und unser ganzes Tun muß von ihm beherrscht werden.

Es wäre also auch nicht richtig, wollte man sich mit der Ausrede aus der Schwierigkeit ziehen, daß diese Forderungen für die Reichsgenossen untereinander Geltung haben sollen und auf die Zustände des Gottesreiches berechnet seien, nicht aber für die noch nicht erneuerte Erde. Im Gegenteil, innerhalb der sündigen Welt sollen Jesu Jünger in der geforderten Weise handeln. Denn überall in diesen Worten wird ja von dem Kampf gegen die Sünde gehandelt, im Reiche Gottes aber gibt es keine Sünde mehr.

7.

Nun muß aber doch auch die Kehrseite zu ihrem Rechte kommen. Das Ideal steht da, und wir erkennen es an. Trotzdem es uns aber innerlich bindet, können wir es nicht erfüllen. Das ist auch ein Satz, der fest in der psychologischen Betrachtung wurzelt. Jesus, der große Menschenkenner, hat aber selbst am besten gewußt, was wir können und was nicht. Er hat gewußt, daß das Gottesreich nicht ein Zustand der Dinge ist, welchen diejenigen Menschen durch ihr eigenes Tun und ihre persönliche Anstrengung erreichen, denen seine Forderungen als die höchsten sittlichen Wahrheiten aufgegangen sind, sondern das Gottesreich tritt da ein und bei denjenigen Menschen, denen Gott es gibt. Auch Jesu Jünger sind bisweilen über die Höhe seiner Anforderungen erschrocken. Als Jesus mit seinen Jüngern im Anschluß an die Begegnung mit dem reichen Jüngling über die rechte Stellung zum irdischen Besitz verhandelte, sind jene galiläischen Fischer, die wenig genug ihr eigen nannten, in das Wort ausgebrochen: „Wer kann

selig werden?" Matth. 19, 25. Jesus aber hat geantwortet: „Bei den Menschen ist es unmöglich, aber bei Gott sind alle Dinge möglich".

Das gleiche läßt sich fast auf der ganzen Linie der Verkündigung Jesu feststellen. Das Reich Gottes wird aufgerichtet. Jesus ist der Bringer des Reiches. Der Zustand des Reiches Gottes ist die unbedingte und schrankenlose Herrschaft des Willens Gottes im Himmel und auf Erden. Dies Ideal stellt Jesus vor die Menschen hin, und ruft sie zum Streben auf, die Gerechtigkeit des Reiches Gottes zu erlangen. Ja, er mahnt sogar, alles andere hintanzusetzen hinter das Streben nach dieser Gerechtigkeit. Aber er hat sich nicht der Erwartung hingegeben, daß das Reich Gottes sich in einem innerweltlichen Prozeß verwirklichen werde. Das besagen auch nicht die Gleichnisse, die man dafür anzuführen pflegt. Das Gleichnis vom Sauerteig, Matth. 13, 33 veranschaulicht, wie wir schon S. 8 sahen, den Gedanken, daß das Reich nicht nur äußerlich eine große Ausdehnung gewinnen (Senfkorn), sondern auch die Menschen innerlich erneuen und mit seinen Kräften durchdringen werde. Das Gleichnis vom viererlei Acker, Matth. 13, 3—8 verweist auf das sehr verschiedene Maß des Fruchttragens der Menschen für das Reich Gottes. Das Gleichnis vom selbstwachsenden Samen aber, Mark. 4, 26—29 handelt von dem Heranreifen der Menschheit für das Reich Gottes. Gott greift äußerlich sichtbar in diesen Prozeß nicht ein, sondern läßt ihn zur Vollendung kommen, bis er die Sichel sendet. Dieser Prozeß könnte nach dem Wortlaut des Gleichnisses so gedacht werden, daß die ganze Menschheit, wie ein Saatfeld in jedem Stadium der Entwicklung die zu bringende Frucht in sich trägt, nur noch nicht ausgereift, so auch in fortschreitender Entwicklung reifer würde in ihrem Ertrag für das Reich, bis voller reifer Weizen herausgebildet worden wäre. Allein dem widerspricht der Grundgedanke des Gleichnisses vom Unkraut im Weizen, wonach veranschaulicht werden soll, daß bis zur Ernte das Gute und das Böse auf

dieser Erde nebeneinander wachsen soll. Daher wird der Gedanke des Gleichnisses vom selbstwachsenden Samen sein: die Saat des Reiches Gottes auf der Erde reift der Ernte langsam, aber sicher entgegen. Wenn die Menschheit durch den innerweltlichen Prozeß, den das Evangelium hervorruft, für Gottes Zwecke reif ist, kommt das Ende. Diese Entwicklung innerhalb der Menschheit kann sich aber auch so vollziehen, daß die Menschen auch durch gegenteilige Erfahrungen für das Reich und seine Güter reif werden. Nur darauf liegt der Nachdruck der Aussage, daß das Reich erst kommt, wenn die Menschheit dafür vollreif geworden ist.

Gott also läßt, so ist Jesu Grundgedanke, der Weltentwicklung ihren Lauf, bis seine Zeit gekommen ist. Die Verheißung ist da, das Evangelium ist verkündigt, die Kräfte Gottes, die in Jesus in diese Welt eingetreten sind, entfalten ihre Wirksamkeit und ringen mit der Welt in ihrem gegenwärtigen Zustand. Daher kann man auch von einer Entwicklung des Reiches Gottes jetzt schon und auf dieser Erde sprechen. Es ist etwas Neues, Wachstümliches mit dem Evangelium in diese Welt eingetreten. Sie kann ihre alten Wege nicht mehr ungestört verfolgen, sondern das Evangelium wirkt in der Tat wie ein Sauerteig. Auch von einer Schritt für Schritt, zwar langsam, aber doch mehr und mehr heranreifenden Frucht wird man reden dürfen. Dennoch haben wir nicht das Recht, Jesus die Meinung zuzuschieben, als ob er in einem solchen Entwicklungsprozeß das unaufhaltsam fortschreitende Kommen des Gottesreiches gesehen habe, sondern er denkt das Kommen des Gottesreiches erfolgend durch Gottes Eingreifen in den Lauf der Dinge. Diese hören aber bis dahin nicht auf, unter der Einwirkung derjenigen Gedanken und Mächte und unter denjenigen Gesetzen zu stehen, von welchen sie schon immer beherrscht worden sind. Der Kampf des Gottesreiches und der Kampf des Satansreiches setzt sich fort in der Geschichte der christlichen Religion, oder, wenn wir es für das moderne Verständnis deut-

licher ausdrücken wollen, die Sünde ist und bleibt eine Macht, bis das Gottesreich wirklich kommt. Ja, Jesus weiß, daß innerhalb dieses Entwicklungsganges die Macht der Sünde und alles, was sie im Gefolge hat, sich sogar steigern wird. Besonders die Zeiten, die dem Ende vorangehen, werden nach seiner Verkündigung durch die furchtbarsten Wirkungen der widergöttlichen Mächte erschüttert werden.

8.

Diese Gedanken sind so klar und deutlich im Evangelium Jesu ausgesprochen, daß man wohl zeitweise an ihnen vorübergehen kann, aber sie werden sich immer wieder in ihrer Urgewalt geltend machen. Es müssen nun aber aus ihnen die richtigen Folgerungen gezogen werden.

Die Bergpredigt mit ihren hehren Vorschriften und überhaupt die Ethik Jesu gilt für diese Welt. Denn hier sind wir von Sünde und Feindschaft umgeben. Im Gottesreiche brauchen wir dem Bösen nicht mehr zu widerstehen. Hier haben wir den Kampf mit unserem eigenen widergöttlich bestimmten Herzen und mit der Weltlust zu führen — dort wird dieser Kampf beendigt sein, wenn wir Gott schauen von Angesicht zu Angesicht, und diese Welt für uns in wesenlosen Schein zerronnen sein wird. Wer sich also zu der Höhe aufschwingen kann, die Jesus von uns verlangt, der wird schon hier ein Kind Gottes in der Vollkommenheit unseres Vaters im Himmel werden.

Aber so sind wir nicht. Wir stehen nicht auf der Höhe Jesu, der die Dinge dieser Erde gebrauchte, ohne sich von ihnen binden zu lassen. Die Sünde herrscht noch in uns und in der Welt, in der wir zu wirken haben und hindert daher noch überall die Durchführung des von Jesus verheißenen Zustandes. Auch Jesus selbst hat anerkannt, daß dieser sündige Zustand sogar innerhalb seiner Jüngergemeinde Abweichungen von der von ihm selbst geforderten Ordnung

notwendig macht. Denn Ehescheidung widerspricht nach seinem Wort der ursprünglichen Schöpferordnung Gottes, und doch hat er sie im Falle des Ehebruchs gestattet. Er hat Zorngesinnung und Streit als unvereinbar mit der Gerechtigkeit der Kinder Gottes hingestellt und doch auch bestimmt, daß es in der Gemeinde ordnungsgemäß zugehen solle, wenn unser Bruder an uns sündigt, Matth. 18, 15 ff. Das sind doch aber auch die Anfänge rechtlicher Ordnungen sogar in seiner eigenen Jüngergemeinde.

Ferner, Jesus hat keinen bürgerlichen Beruf auf sich genommen, sondern er hat es als seine Aufgabe betrachtet, gerade abgesehen von allen diesen Pflichten, in denen wir stehen, und rein religiös die Bestimmung des Menschen uns vor Augen zu stellen. Jeder bürgerliche Beruf aber verwickelt uns in die Dinge dieser Erde, und diese haben ihr eigenes Schwergewicht und ihre Gesetze, denen sich niemand entziehen kann. Wer Recht zu sprechen hat, muß das nach den bestehenden staatlichen Gesetzen; wer Kinder zu warten hat, muß etwas von Kinderpflege verstehen; wer ein Hauswesen zu leiten hat, muß dafür sorgen, daß alles der Ordnung gemäß verläuft und jeder an seiner Stelle seine Pflicht tut; der König und der Staatsmann haben die Interessen des eigenen Staates und Volkes gegenüber den Interessen anderer Nationen zu vertreten und zu wahren. Das sind für uns ebenso selbstverständliche Tatsachen wie irgend etwas in der uns umgebenden Welt.

Damit aber kommen wir in Konflikt mit Jesu Forderung. Wir machen die Erfahrung, daß es zwei Lebenskreise sind, in die wir fest hineingestellt sind. Beide Kreise berühren sich, decken sich aber nicht. Wir wollen Böses mit Gutem vergelten, aber der Richter wird gezwungen, auf die böse Tat die Strafe zu setzen. Wir sollen nicht am Irdischen hängen, sondern allein nach der Gerechtigkeit Gottes und nach Gottes Reich trachten, und doch ist es der bürgerliche Beruf Unzähliger, Geld zu erwerben. Der Kaufmann verfolgt sogar als ein-

ziges Ziel seines Berufswirkens, durch den Handel Besitz zu erwerben. Wie verträgt sich das mit Jesu Gebot? Wir sollen den Feind lieben, Krieg ist ausgeschlossen, wo Jesu Wille herrscht, und doch sind alle wehrfähigen Männer unseres Vaterlandes mit hoher Begeisterung zu den Waffen geeilt, als man das Deutsche Reich zum Kriege zwang und es demütigen wollte. Wir billigen es auch, daß dieser Krieg mit der ganzen Strenge und Unerbittlichkeit geführt wird, die dazu gehört, unsere Feinde zu besiegen, und wir wollen keinen Frieden, der uns nicht die Sicherheit gibt, daß ähnliche Bedrohungen sich so leicht nicht wiederholen werden. Können wir mit solcher Gesinnung Jesu Jünger bleiben?

9.

Wie sollen wir die geschilderte Schwierigkeit lösen? — Sollen wir sagen, das Recht, welches die Gaben und auch Aufgaben der Persönlichkeit innerhalb der sündigen Welt schützt, ist etwas Gottgewolltes? Gott hat uns ja das Leben mit dem 5., das Eigentum mit dem 7., den guten Namen mit dem 8. Gebot zu verteidigen befohlen. Wie sollte es da nicht Gottes Wille sein, daß wir diese Güter innerhalb unserer staatlichen Rechtsordnung schützen? Nur dies sei Gottes Wille, daß wir unter allem Rechtsuchen die Gesinnung Jesu nicht verleugnen, sondern sie auch dem Gegner gegenüber noch bewähren. Der Christ dürfe auch vor dem Gerichtssaal den Christen nicht etwa zurücklassen. So einleuchtend dies klingen mag vom Standpunkte eines geläuterten sittlichen Gefühls oder auch vom Standpunkte der alttestamentlichen Frömmigkeit aus, am Evangelium gemessen hält es die Probe nicht aus. Denn an der Bergpredigt ist nun einmal nicht zu deuten. Sie fordert nicht nur, daß wir unter Umständen in einem bestimmten Fall einmal auf unser Recht verzichten sollen, vielmehr verbietet sie alles Rechtsuchen und verlangt schlicht und einfach das Aufgeben der Interessen

der eigenen Persönlichkeit. Jesus sagt uns, daß wir das Leben und das Eigentum nicht zu schützen haben, sondern noch mehr hingeben sollen als von uns verlangt wird. Nicht so steht es, daß der Christ den Christen vor dem Gerichtssaal nicht etwa zurücklassen darf, sondern er soll sich gar nicht in die Lage bringen, den Gerichtssaal um Streitigkeiten willen aufzusuchen.

Oder sollen wir sagen, daß das Gelderwerben uns nicht nur in Gefahr bringt, in Mammonsdienst zu verfallen und demjenigen Herrn zu dienen, von dessen Herrschaft uns das Evangelium gerade freimachen will, daß der Besitz vielmehr in der Hand des Christen das Mittel sei, ethische Werte zu erzeugen oder zu fördern? Wenn Jesus an uns die Aufforderung richte, unsere Habe wegzuschenken und sie den Armen zu geben, so beraube er uns des Mittels, für diejenigen zu sorgen, die unserer Obhut anvertraut sind und veranlasse uns, mit dem anderen Menschen geschenkten Geld diese in die Versuchung zu führen, der wir entgangen seien. Auch sei unser Vermögen unter Umständen gar nicht unserer freien Verfügung unterworfen, sondern wir seien nur die jeweiligen Verwalter von irdischen Gütern, die der Familie angehören, innerhalb deren wir nur ein Glied seien.

Auch in solchen Einwänden, die noch wesentlich ausgebaut werden könnten, liegt viel Berechtigtes, und doch gehen sie an dem Entscheidenden vorbei, was Jesus im Auge hatte. Was er will, ist dies, daß wir unser Herz nicht an den irdischen Besitz hängen. Um in diese Gefahr zu kommen, brauchen wir gar nicht reich zu sein, sondern der Arme, der sorgt, ob er genug zu essen hat, und dessen ganzes Streben ist, seine soziale Lage zu verbessern, ist ein schlimmerer Mammonsknecht als mancher Reiche. Aber wir alle sind in hohem Maße abhängig von den Dingen, die zur behaglichen Ausgestaltung unseres Lebens gehören, und das widerspricht allerdings Jesu Befehl. Wir sollten die Unsrigen gerade dazu erziehen, daß auch sie auf irdischen Genuß, auf bequemes

Leben, für unsere Bedürfnisse hinreichendes Einkommen nicht so viel Gewicht legten, sondern das innere, in Gott gegründete Leben unbedingt höher stellen. Geschieht das aber wirklich immer so, wie wir sollten und könnten? Gewiß wird das ein jeder mit seinem eigenen Gewissen auszumachen haben, ob er sein Handeln vor Gott verantworten kann. Es gibt jedoch zu denken, daß Jesus es für unmöglich erklärt hat, daß ein Mensch von sich aus zur rechten Stellung zu den Gütern dieser Welt gelangen könne. Das Streben der Stände und Berufsklassen, ihre soziale Lage zu verbessern, läßt sich aus dem Evangelium jedenfalls nicht rechtfertigen. Denn in jeder Lage kann man Gott dienen, wenn man nur die rechte innere Stellung zu Gott hat. Und umgekehrt, welcher Besitzende will sagen, daß er die ihm durch seinen Besitz gegebenen Möglichkeiten rechter ethischer Verwendung wirklich ausschöpft?

Und wie steht es mit dem Krieg? Wird das Verbot Jesu, dem Feinde Böses zu tun, wirklich aufgehoben durch Überlegungen, wie wir sie seit Beginn des Krieges hundert- und tausendfach hören und wie man sie nicht selten auch in christlichen Predigten und Andachten ausgesprochen findet? Wir sagen: Gott hat unser deutsches Volk mit hohen Gütern und Gaben ausgestattet, und es ist unsere Pflicht, die deutsche Art auszugestalten und zu erhalten, damit sie ihre Aufgabe in der Menschheit erfülle. Ein Volk, das die heiligen Güter, die ihm anvertraut sind, nicht hütet und ehrt, ist nicht wert zu existieren. Können wir uns nicht auf andere Weise als durch den Krieg schützen, so ist der Krieg eine göttliche Notwendigkeit. Ja, der Krieg entbindet sittliche Kräfte, welche bis dahin nur geschlummert haben. Er ist ein Gesundbrunnen der Menschheit. Er reinigt und erhebt, er zeigt die wahren Ziele und macht die edlen Kräfte frei, diese zu erreichen. Auch der Gedanke ist laut geworden, daß wir den Krieg nicht gewollt haben, aber als die Angegriffenen ihn so führen wollen und sollen, daß die Gedanken der Bergpredigt in Zukunft eher zur Verwirklichung kommen werden. Mit einem

gerechten Krieg geschehe zugleich einem feindlichen Volke, das Unrecht begehe, ein Dienst. Indem ihm durch seine Niederwerfung die Augen geöffnet werden, werde es williger werden, in Zukunft nur die gerechte Sache zu vertreten und auf diese Weise helfen, Kriege zu vermeiden.

Ohne Frage ist dies letzte Argument ein sehr zweischneidiges. Es führt in die Gefahr pharisäischen Urteils. Welches Volk will sich anmaßen, zum Erzieher der Menschheit berufen zu sein? Hat nicht Gott jedem Volk Gaben und Kräfte in die Wiege gelegt, durch die es einen Beitrag zum fruchtbaren Zusammenwirken der Menschheit liefern kann? Auch wenn wir von der gegenwärtigen Lage ganz absehen, können solche Betrachtungen leicht zur Splitterrichterei führen. Ferner, was das eine Volk als gerecht und ihm zukommend ansieht, erscheint dem anderen Volk durchaus unzulässig und verwerflich. Sind wir aber in der eigenen Sache die kompetenten Richter? Oder sind es die Nachbarvölker, deren Interessen sich mit denen der einen oder anderen der streitenden Nationen berühren? Sind es die „neutralen" Staaten? Oder ist es ein Schiedsgericht? Gibt es überhaupt eine Instanz, die imstande wäre, bei Interessenkonflikten der Völker objektiv zu entscheiden? Weiter, ist nicht auch ein Verteidigungskrieg doch auch ein Krieg, und ist er der Bergpredigt gegenüber zu rechtfertigen? Alle die schrecklichen Dinge, die mit einem Kriege verbunden sind, werden ja doch auch durch die Verteidigungskriege über die Völker und über die Menschheit heraufgeführt.

Die Völker sind im Grunde nur potenzierte Individuen. Folgt aber daraus nicht, daß für das Verhältnis der Nationen untereinander dasselbe, nur in gesteigertem Maße, gilt, was Jesus von den einzelnen Menschen fordert? Es wäre dann bei Streitigkeiten der Völker untereinander zu verlangen, daß sie sich gegenseitig nachgäben und überböten in der Bereitwilligkeit, ihre Interessen, ja unter Umständen ihre Existenz aufs Spiel zu setzen oder zu opfern, um nur als christliche

das Gebot Jesu zu erfüllen. Kämen aber christliche und nichtchristliche Völker miteinander in Konflikt, so wäre die Lage der christlichen Völker noch viel ungünstiger, weil einseitig auf ihnen diese religiöse Verpflichtung läge, von der heidnische Völker nichts wüßten.

So absonderlich derartige Gedankengänge erscheinen, muß man ihnen doch einmal Folge geben, um ihre ganze Absurdität ans Licht treten zu lassen. Was wäre aus dem Deutschen Reiche und dem deutschen Volke geworden, wenn wir Rußland, Frankreich und England, ohne uns zu wehren, über uns hätten herfallen lassen, von Japan ganz zu schweigen! Wir wären nicht mehr. Was man von uns übriggelassen hätte, wäre von solcher Bedeutungslosigkeit, daß wir aufgehört hätten, in der Welt irgend etwas zu bedeuten. Gegen eine solche Möglichkeit wehrt sich in jedem Deutschen ein so elementarer Instinkt, daß wir sie weit von uns weisen, auch in dem Falle, daß wir von den Gründen, auch den religiösen Gründen dieser Ablehnung uns keine volle Rechenschaft zu geben vermögen. Daher hatte ich Bryans Pazifismus gegenüber ausgesprochen, daß die Forderung, aus Liebesgesinnung gegen den anderen sich selbst aufzugeben, auf den Verkehr der Völker untereinander angewendet, widersinnig und unethisch sei. Diesen Satz aber bestreitet Förster, da auch in den Völkerkonflikten Ehrverpflichtungen eintreten könnten, die im konkreten Fall sehr wohl eine Aufopferung eines Volkes mit sich bringen könnten. In dieser Entgegnung liegt aber wieder der schon vorhin beanstandete Fehlschluß auf einen unter Umständen eintretenden einzelnen Fall, während Jesu Forderung viel majestätischer ist und die Aufopferung als Regel verlangt.

10.

Wir müssen, um der Lösung des Problems näher zu kommen, auf etwas schon im Voranstehenden Gesagtes zurückgreifen. Wir finden uns als Christen in einen doppelten

Lebenskreis gestellt. Der Kern unseres ganzen persönlichen Seins liegt in Gott. Das, was unser eigentliches persönliches Leben ausmacht, bindet uns unbedingt an Gott, wie er uns in der Person Jesu entgegentritt. Kein anderes Lebensideal vermag auf die Dauer uns zu befriedigen. Daher kennen wir aber auch kein anderes Lebensziel als dies, daß wir wirklich zu der Vollendung gelangen, wie sie durch Jesus in den Bereich unseres Lebens getreten ist.

Aber die Erreichung dieses Zieles liegt nicht in der Fortsetzung desjenigen, was wir vor der Berührung mit Jesus und abgesehen von Jesus erstrebt haben, sondern es bringt uns in Konflikt und in Gegensatz zu unserem bisherigen Lebensideal. Das liegt zum großen Teil, wie wir auch schon sahen, an der Sünde. Denn diese will Jesus ja aufheben und beseitigen und einen Zustand herbeiführen, wo nichts als Gottes Wille die Herrschaft führt. Daher wird natürlich sehr vieles an den bisherigen Zuständen geändert werden müssen, um die angestrebte Vollendung zu erreichen. Wir brauchen, um das zu verstehen, uns nur an die Gebote der Bergpredigt zu erinnern und unseren weiten Abstand von ihrer Erfüllung.

Und doch liegt darin keineswegs die ganze Schwierigkeit. Tritt die Vollendung ein, das Reich Gottes, wie Jesus diesen Zustand der Dinge genannt hat, so hört vieles auf, was gerade die gegenwärtige Welt und ihre Lebensbedingungen charakterisiert. Nur selten hat Jesus den Schleier des Geheimnisses, der auf diesen Dingen liegt, gelüftet, aber es ist doch das eine oder andere Mal geschehen. Die natürlichen Lebensbedingungen unseres irdischen Daseins, wie Essen, Trinken, Schlafen, Wachen, werden im Reiche Gottes entfallen, die geschlechtliche Zweiteilung mit den ungeheuren Wirkungen auf das gesamte menschliche Leben wird nicht mehr sein, die durch Klima, geographische Lage und andere physiologische Faktoren bedingte Verschiedenheit wird aufgehoben sein, auch die nationale, politische und soziale Scheidung, die so außerordentlich großen und weitreichenden Einfluß auf die Ge-

staltung alles irdischen Geschehens ausübt, wird aufhören zu bestehen. Man mache sich nur einmal klar, was für grundlegende Unterschiede des gegenwärtigen und des Vollendungslebens das alles bedingt. Denn in den genannten Verschiedenheiten liegen ja doch die mächtigsten Antriebe zu allem persönlichen und geschichtlichen Handeln.

Aber diese Eigentümlichkeiten sind wiederum untrennbar vom irdischen Leben. Sie werden bestehen, solange dies besteht, und sie werden ihr eigenes Schwergewicht immer wieder zur Geltung bringen, mögen auch christliche Gedanken als neues Ferment in sie hineingesenkt worden sein. Solange diese Erde steht, werden also die Beziehungen von Mann und Weib mit allen Möglichkeiten auch der Abweichung vom ursprünglichen Schöpferwillen Gottes fortgesetzt werden, und die Interessen und Machtkämpfe der einzelnen sozialen Schichten und Völker untereinander werden fortgeführt werden, wenn es auch offen bleiben muß, in welchen Formen dies geschieht.

Uns interessiert jetzt insbesondere Wesen und Aufgabe des Staates. Ist Augustins Beurteilung des Staates richtig, die das Mittelalter beherrscht hat und bis heute noch in einem Teile der christlichen Kirche ungebrochen fortwirkt? Augustin hat zwar nicht gelehrt, wie ihm auch heute noch von manchen Schuld gegeben wird, die weltliche Gewalt sei das Werk des Teufels und der Sünde, aber allerdings führt er den Ursprung des Staates mittelbar auf die Sünde der Menschen zurück. Denn er betrachtet den Staat als Abwehrmittel und Reaktion gegen die menschliche Sünde. Wir werden uns diese Theorie nicht zu eigen machen. Der Staat ist nicht, wie Augustin wollte, eine Gemeinschaft irdischen Nutzens. Seine Bedeutung ist höher anzuschlagen. Er ist ein Gebilde, welches mit der Naturordnung des Lebens unlöslich zusammenhängt und von ihr geradezu gefordet wird. Der Staat ist die Form der Gemeinschaft, in der Völker oder Volksverbände sich zusammenschließen oder zusammengeschlossen werden, zu dem Zwecke der Wahrung und Vertretung ihrer Gemein-

schaft. Die Idee des Staates ist also von Haus aus eine ethische. Die geschilderte Aufgabe des Staates ist sowohl nach innen wie nach außen gerichtet. Im Innern ist für solche Ordnung und Organisation zu sorgen, daß das Gemeinschaftsleben bestehen kann und die Interessen des einzelnen weder gefährdet werden noch auch über das Gemeinwohl übergreifen dürfen. Nach außenhin hat der Staat das Interesse der Gesamtheit seiner Bürger zu wahren im Verkehr und in der Auseinandersetzung mit anderen Staaten und staatlichen Verbänden. Zur Sicherung dieses nationalen Lebens bedarf also der Staat nach innen des Rechtes, nach außen des Heeres.

Besteht zurzeit eine nicht unwesentliche Differenz in der Auffassung von der Aufgabe des Staates unter den angelsächsischen Völkern und unter uns Deutschen, so liegt das nur an der Verschiedenheit geschichtlicher Wege, welche beide Völkergruppen geführt worden sind. Den Angelsachsen, einschließlich den Nordamerikanern, ist der Staat die Anstalt, welche dafür zu sorgen hat, daß der einzelne geschützt wird in seinen Privatinteressen, so daß er sich innerhalb der rechtlichen Ordnung ungestört und frei entfalten und bewegen kann. Uns Deutschen repräsentiert der Staat vor allem die Macht. Er ist, wie H. von Treitschke in seiner Deutschen Politik schön ausgeführt hat, das als unabhängige Macht rechtlich geeinte Volk. Wir urteilen daher von unserer Auffassung aus, daß erst ein mächtiger und kraftvoll organisierter Staat die Voraussetzung ist für alle Entwicklung und Betätigung der Menschen. Wir räumen willig dem Staate weitgehende Befugnisse über den einzelnen ein, und der einzelne kommt zum Bewußtsein der Kraft und Bedeutung erst innerhalb des Ganzen und in Unterordnung unter den Willen und das Ziel des Staates. Wie im deutschen Volke diese Staatsauffassung unter dem starken Drucke politischer Erfahrungen und Notwendigkeiten zur Herrschaft gelangt ist, so dürfen wir es als die wahrscheinliche Entwicklung der Dinge bezeichnen, daß trotz allem Widerwillen die entgegenstehende Theorie zugunsten

der unsrigen aufgegeben werden wird. Denn der Wettbewerb der Völker untereinander um wirtschaftlichen und politischen Einfluß verlangt gebieterisch die Machtentwicklung der Staaten und das Einsetzen der ganzen Kraft der Völker für die von ihren Staaten vertretenen Interessen und Aufgaben.

11.

Ist es nicht aber dennoch möglich, dem Ringen der Staaten untereinander um Macht und Einfluß ein Ziel zu setzen und sie auf die Bahn des Völker- und Weltfriedens zu führen? Dantes große Vision ist es gewesen, daß der Krieg von der Erde verbannt und eine Universalmonarchie aufgerichtet werde. So hofft er, daß das „vielhäuptige Ungeheuer" gebändigt und ewiger Friede hergestellt werde. Man wird bei dieser Prophetie an Augustins Lehre vom Gottesstaat erinnert, nur setzt Dante, der Ghibelline, die Weltmonarchie mit dem Kaiser an der Spitze ein — ein schöner Traum, den man im Mittelalter träumen konnte, den die geschichtliche Entwicklung der Völker endgültig überholt hat. Hat doch schon Kaiser Karl V., in dessen Reiche die Sonne nicht unterging, der sich in der Zurückgezogenheit am Ende seines Lebens mit der Uhrmacherkunst beschäftigte, wehmütig geklagt, er könne nicht zwei Uhren so richten, daß sie übereinstimmend gehen, wieviel weniger habe er ein Weltreich nach seinem Sinne regieren können.

Kant hat ein kleines Büchlein geschrieben „Zum ewigen Frieden", in dem er dem Gedanken Ausdruck gibt, für Staaten in ihrem Verhältnisse untereinander könne es nach der Vernunft keine andere Art geben, aus dem „gesetzlosen Zustande", der lauter Krieg enthält, herauszukommen, als daß sie, ebenso wie einzelne Menschen, ihre gesetzlose Freiheit aufgeben, sich zu öffentlichen Zwangsgesetzen bequemen und so einen Völkerstaat oder Friedensbund bilden. Wenn das Glück es so füge, so könne ein mächtiges und aufgeklärtes Volk sich zu einer

Republik bilden, die ja ihrer Natur nach zum ewigen Frieden geneigt sein müsse. Diese gebe dann einen Mittelpunkt der föderativen Vereinigung für andere Staaten ab, um sich ihr anzuschließen, und so könne sich ein zuletzt alle Völker der Erde befassender Völkerstaat bilden.

Fast hat es den Anschein, als ob die Amerikaner Bryan und Wilson bei Kant in die Schule gegangen seien. Denn Kant hält die republikanische Regierungsform für die geeignete, von der diese Idee ausgehen könne, Bryan hofft auf einen Zustand der Dinge, in dem die Nationen ihr Vertrauen in die Liebe setzen werden, und in dem die allgemeine Brüderlichkeit zur Herrschaft komme, Wilson aber präludiert in seinen Deklamationen von Menschlichkeit und Gerechtigkeit der Kriegführung und in seinem Versuch, in seinen Noten in diesem Sinne auf die Regierung des Deutschen Reiches zu wirken, im Grunde nur dem Kantischen Gedanken. Freilich sehen wir gerade an diesem Beispiel, wie aussichtslos jedenfalls zurzeit die Durchführung dieses Gedankens ist. Wilson ist weit davon entfernt, in der Abwägung der Interessensphären, welche Amerika einerseits mit Deutschland, andererseits mit England verbinden, objektiv zu sein, ja an elementaren Grundsätzen der deutschen Kriegführung geht er verständnislos vorüber, weil er sie als Amerikaner und Englands Freund nicht versteht. Er ist eben auch Partei, und keine kriegführende Macht wird sich einem parteiischen Urteil fügen oder einem solchen zu Liebe eigene Grundsätze aufgeben. Kants Konstruktion werden wir auch nur als Phantasiegebilde betrachten können, das überdies von zeitgenössischen natur- und staatsrechtlichen Theorien und von aufklärerischen Ideen stark beeinflußt ist, sowie von der gewiß unrichtigen Voraussetzung ausgeht, der Krieg sei ein gesetzloser Zustand. Was vernünftig ist, hat damit noch lange nicht das Recht, geschichtliche Wirklichkeit zu werden, und neben der Freiheit, die der Ethiker so hoch einschätzt, gibt es noch andere Motive, welche die Völker in ihrem Handeln untereinander bestimmen.

In ganz anderer Weise hat Luther zu der Frage nach dem Rechte des Krieges Stellung genommen, vor allem in den beiden Schriften: „Von weltlicher Oberkeit, wieweit man ihr Gehorsam schuldig sei", und: „Ob Kriegsleute auch in seligem Stande sein können".

Luther unterscheidet schon auf dieser Erde zwei Reiche, das Reich Gottes und das Reich der Welt. Zum Reiche Gottes gehören alle Rechtgläubigen in Christus. Ihre Vollkommenheit besteht im Glauben und in der Liebe. Sie bedürfen keines weltlichen Schwertes noch Rechts. Denn da sie den heiligen Geist im Herzen tragen, tun sie niemand unrecht, lieben jedermann, leiden von jedermann gern und fröhlich unrecht, auch den Tod. Die Welt und die Menge aber ist und bleibt unchristlich, ob sie gleich alle getauft sind und Christen heißen. Deshalb kann kein allgemein christliches Regiment aufgerichtet werden, da der Bösen immer viel mehr sind als der Guten. Daher hat Gott noch ein anderes Regiment bestellt, das des Schwertes und des Gesetzes. Ein Land oder die Welt mit dem Evangelium regieren wollen, hieße Wölfe, Löwen, Adler und Schafe in einen Stall zusammentun. Wilde, böse Tiere müsse man mit Ketten und Banden fassen, daß sie nicht beißen noch reißen können.

Luther wirft dann die Frage auf, warum in der heiligen Schrift dem Christen geboten sei, sich der Obrigkeit und dem Rechte des Schwertes zu unterwerfen, wenn er dessen nicht bedürfe. Nach seinem Urteil muß das der Christ um seines Nächsten willen tun. An sich und dem Seinen hält sich der Christ nach dem Evangelium und leidet Unrecht; an dem anderen und dem Seinen soll er sich nach der Liebe halten und nicht dulden, daß dem Nächsten Unrecht geschieht. Umgekehrt solle auch ihm die obrigkeitliche Gewalt Rache, Recht und Schutz gewähren, entweder von selbst, oder auf anderer Anregung hin, ohne sein eigenes Ansuchen. Geschehe das nicht, so solle er freilich sich schinden und schänden lassen, und keinem Übel widerstehen.

So gehe es fein beieinander, meint Luther, daß man zugleich Gottes Reich und der Welt Reich genug tue, Unrecht leide und doch auch Unrecht strafe. Denn es sei falsch, wenn ein Christ sich weigern wolle, das Schwert zu führen, da dies zu tun doch Gottes Werk und Ordnung sei. Sonst müßte man auch sagen, ein Christ dürfe nicht essen noch trinken, noch ehelich werden, noch das Ackerwerk oder sonst ein Handwerk betreiben. Dies seien ja doch aber auch Gottes Ordnungen. Wenn die Christen von der weltlichen Obrigkeit zum Streit gefordert werden, so sollen und müssen sie streiten aus Gehorsam. Nicht als Christen, sondern als Glieder und untertänige gehorsame Leute, nach dem Leibe und zeitlichem Gut. Luther zweifelt nicht daran, daß „Kriegen und Würgen von Gott eingesetzt ist, und was Kriegeslauft und Recht mitbringet". Er fragt, was Krieg anderes sei als Unrecht und Böses strafen, und was man sonst als Frieden und Gehorsam durch den Krieg erreichen wolle. Dann solle man aber auch mit gutem, wohlberichtetem Gewissen streiten, wider die Menschen keck, frei und trotzig sein, als die doch unrecht haben und also mit trotzigem, getrostem Gemüt sie schlagen. Zustimmend führt er ein Wort seines Kurfürsten Friedrich an: „Ich will nicht anheben; muß ich aber kriegen, so sollst du sehen, das Aufhören soll bei mir stehen".

Die herrliche Kraft christlichen Glaubens, mit der uns Luther ergreift, ist auch in diesem Gedankenbau deutlich spürbar. Der Reformator hat die Bäche des Evangeliums lauter rauschen hören als die anderen Großen im Reiche des Geistes, deren Urteile wir an uns haben vorüberziehen lassen. Zwei Dinge sind es, in denen er direkt an das Evangelium selbst anknüpft. Erstens, er macht ernst mit der Durchführung des Gebots Jesu bei den Christen. Sie bedürfen keiner weltlichen Gewalt und keines Schwertes. Sie gehören dem Reiche des Glaubens und der Liebe an, in dem jeder dem anderen dient, und in dem jeder bereit ist, auch Unrecht zu leiden und dem Bösen nicht zu widerstehen. Dies Reich

aber kennt er schon auf dieser Erde, wie ja offenbar auch die Gebote der Bergpredigt für die sündige Welt berechnet sind. Zweitens ist von der größten Bedeutung seine Scheidung des Weltlichen und Religiösen und die selbständige Bedeutung, welche er auch der natürlichen Ordnung beimißt. Luther verlangt nicht, daß das Weltliche sich unbedingt dem Religiösen unterzuordnen habe, sondern er greift mit vollem Nachdruck auf Gottes Schöpferordnung zurück und erkennt deren selbständige Bedeutung an. Von den Pflichten des natürlichen, beruflichen und staatlichen Lebens darf auch der Christ sich nicht lösen, sondern er hat sie gewissenhaft zu erfüllen. Schon Goethe hat ja diese Großtat Luthers gewürdigt, indem er den Reformator preist, daß er uns auf dieser Erde erst wieder heimisch gemacht habe. Dabei verschlägt es wenig, ob Goethe nicht diese weltliche Seite bei Luther höher eingeschätzt hat, als dies Luther selbst getan hat.

Die Abgrenzung der beiden Gebiete aber voneinander, des Weltlichen und des Religiösen, und die Verpflichtung des Christen dem einen und dem anderen gegenüber, bestimmen wir in der Gegenwart anders als Luther. Nicht nur um des geschädigten Nächsten willen suchen wir das Recht oder treten wir für das sittliche Gut des Staates ein, sondern um ihres selbständigen Wertes willen. Dabei wird freilich der Schwerpunkt anderswohin gelegt. Wir wissen, der Staat hat dem Reiche Gottes gegenüber nur relative Bedeutung, und doch treten wir mit ganzer Kraft für ihn ein. Wir tun das auch nicht, indem wir unsere Gesinnung für die Güter des Reiches Gottes reservierten, unsere praktische Handlung aber dem Staate zuwendeten. Das wäre doch auch nur wieder eine Zerspaltung, die wir in der Tat nicht empfinden. Ebensowenig genügt uns die Lösung, daß der Christ im Kriege der Obrigkeit zu gehorchen und ihre Befehle auszuführen hat, die Verantwortung aber eben die Obrigkeit trifft. Jeder einzelne von uns geht vielmehr in den Gesamtwillen ein, ist nur ein Teil von ihm und trägt daher an seinem Teile auch

an der Verantwortung für den Krieg mit. Wir setzen unsere Person für den Staat und den Krieg ein, auch unser religiöses Wollen, und werden über den Zwiespalt, den wir dabei freilich auch empfinden, dennoch Herr.

Aber dieser Anschauung steht Luther auch selbst nicht sehr fern. Zeugen doch die Ausführungen, in denen er das Recht des Krieges behandelt, von einem so derben Realismus, daß man meint, in ihnen schreite der Bauernsohn in groben Nagelschuhen einher, oder es beginne da eine Ader in ihm zu strömen, die eine erst vorchristliche Auffassung des Krieges verrate. Und doch ist dem nicht so. Sondern mit Recht ist von Luther gefordert worden, daß wir unbeschadet unserer Eigenschaft als Christen der irdischen Obrigkeit Gehorsam leisten sollen. Kann sie es nicht vermeiden, Krieg zu führen, so soll dieser Krieg auch mit aller Kraft durchgefochten werden, und der Christ hat sich im Dienste der Obrigkeit auch an „Kriegen und Würgen" zu beteiligen. Luther fühlt dabei allerdings auch den Widerspruch gegen Jesu Gebot von der Überwindung des Bösen mit Gutem, der ja auch tatsächlich besteht.

12.

Jesus hat es vermieden, den Seinen Richtlinien zu geben, wie sie sich zu den für uns so wichtigen Fragen des Berufes, der Wissenschaft, der Kunst, der Kultur, des sozialen und wirtschaftlichen Lebens stellen sollen. Aber er läßt uns doch auch nicht ganz im Dunkeln. Auch in dieser Frage kommt es freilich nicht auf eine Vielheit von Aussagen an: ein einziges Wort Jesu kann wie ein Scheinwerfer weite Strecken dieses Gebietes mit Licht übergießen. Ein solches Wort haben wir in der Abfertigung seiner Gegner mit dem Gebot: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist", Matth. 22, 21.

Man versucht es immer wieder, die prinzipielle Bedeutung dieses Wortes abzuschwächen. Charakteristisch ist der Versuch, den in dieser Richtung jetzt wieder Förster unternimmt. Er

meint, Jesus habe uns nur sagen wollen, daß die Not der Menschheit nicht durch Steuerverweigerung gelöst werde, und daß die Einzelheiten der politischen und administrativen Technik für den Christen gleichgültig seien. Eine völlige Trennung von Staat und Christentum aber in dem Sinne, daß das, was im Staatsleben praktiziert werde, die anima christiana gar nichts angehe, wäre mit dem welterobernden Anspruch des Christentums gänzlich unvereinbar, es würde das Christentum weit unter die Antigone des Sophokles stellen, und widersprüche endlich auch der Einheit der menschlichen Persönlichkeit.

Man sieht, es sind im Grunde nicht aus der Situation des historischen Wortes entnommene, sondern schon vorher und für ihn allgemein feststehende christliche Grundsätze, welche Försters Urteil bestimmen. Es ist ihm ein unerträglicher Gedanke, das Christentum auf eine tiefere Stufe gestellt zu sehen, als sie die heidnische Antigone einnahm. Denn diese stellte ungeschriebene religiöse Gesetze über das Verbot des Staatswillens und zog alle Folgerungen für ihre eigene Person aus dieser Haltung. Und es ist Förster gewiß, daß das Christentum mit seiner welterneuernden Kraft vor dem Staate nicht Halt zu machen hat. Dennoch hat Jesu Wort eine viel größere Bedeutung. Leopold von Ranke hat einmal gesagt, keins von allen herrlichen Worten Jesu sei wichtiger und folgenreicher als dies. So ist es wirklich. Jesus hat hier nicht zwei Sphären voneinander gespalten, so daß sie nichts mehr miteinander zu tun hätten, wohl aber hat er mit wundervoller Klarheit jedem der beiden genannten Gebiete des irdischen Lebens, dem Staate und der Religion, seine selbständige Bedeutung gegeben, die sie bis dahin nicht gehabt hatten. Er hat mit jenem Wort die Religion losgelöst von der Umklammerung durch den Staat, die wir schon bei den antiken Völkern sehen. Hatte doch nicht nur im Volke Israel die Theokratie bestanden, die das staatliche, soziale und religiöse Leben zur Einheit zusammenschloß, auch die griechischen Stadtstaaten waren zugleich staatliche und reli-

giöse Verbände, welche auf der Einheit von staatlicher und religiöser Organisation beruhten. Nicht minder war der römische Staat zugleich Kultgemeinschaft. [1])

Jesus trifft in dem Wort über die Zinsmünze eine prinzipielle Entscheidung. Er erkennt an, daß der Staat Forderungen an den Menschen zu stellen berechtigt ist, denen man sich aus religiösen Gründen nicht entziehen darf. Was aber vom Staate gilt, gilt ebenso von den natürlichen Ordnungen dieses Lebens überhaupt. Damit ist zugleich gesagt, daß diese staatlichen und irdischen Dinge ihre eigenen Gesetze in sich tragen, welche andere sind als die des Reiches Gottes. Unsere staatlichen und unsere religiösen Pflichten treten zueinander in Konflikt. Jesus hat aber die Frager nicht angewiesen, die eine Pflicht hinter die andere zurückzustellen, sondern so zu handeln, daß beide erfüllt werden. Das ist die große und neue Richtlinie, die er gibt. Wiederum stellt er nicht ein äußeres Gesetz auf, welches jeden in jedem Falle binden müßte, sondern er überläßt es der persönlichen Entscheidung, wie der einzelne vor dem Staate und vor Gott zu handeln sich verpflichtet fühlt.

Von einer Zerspaltung des menschlichen Ich kann keine Rede sein. Denn es ist ja dieselbe Persönlichkeit, welche dem staatlichen wie religiösen Interessenkreise gegenüber zu handeln hat. Es wird auch nicht so zu scheiden sein, daß die eine Handlung religiös, die andere weltlich ist, sondern in der Art unserer Stellung zum Weltlichen und Staatlichen wird die religiöse Haltung des Menschen ersichtlich werden. Es ist die Aufgabe der Persönlichkeit, im eigenen Ich eine Verbindung der verschiedenen Seiten menschlichen Tuns herzustellen. Diese Verbindung wird also immer individuell sein, aber es wird auf dieser Erde niemals eine Lösung gefunden werden, welche das Irdische und seine Bedeutung ausschaltete.

[1]) G. Jellinek, Das Recht des modernen Staates. I. Allgemeine Staatslehre. 1900. S. 282 ff. C. von Orelli, Allgemeine Religionsgeschichte. II. 1913. S. 276 ff.

Und doch ist die eigentliche Schwierigkeit noch ein andere. Sie liegt in der Frage, ob und inwieweit das Irdische, also auch der Staat und seine Ordnungen gerade von der Forderung aus, Gott zu geben, was Gottes ist, unter den Einfluß der religiösen Sphäre zu stellen sind. Denn ohne Frage liegt der Nachdruck in Jesu Doppelwort auf der zweiten Seite. Der, der gesagt hat: „Was hülfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewänne, und nähme doch Schaden an seiner Seele", Matth. 16, 26, kann auch hier nur so verstanden werden, daß er fordert: erfüllt eure Pflichten allen irdischen Ordnungen gegenüber treu und gewissenhaft, aber laßt darüber nie aus dem Auge, ja betrachtet es als eigentliche Aufgabe eures Lebens, Gott zu geben, was Gottes ist. Nun wissen wir ja, Jesu ganze Weltbetrachtung ist eine religiöse. Die Welt und was in ihr ist, ist Gottes. Das steht ihm außer allem Zweifel. Gerade zu dem Zwecke, die Welt ganz zu Gottes Welt zu machen, wußte er sich in diese Welt gesandt. Daher kann er den Staat und seine Aufgaben nicht aus ihrer Zugehörigkeit zu Gott haben lösen wollen. Diese Annahme finden wir denn auch bestätigt. Mit dem Wort von der Trennung des Staatlichen und Religiösen ist Jesu ganze Anschauung nicht umschrieben. Wir haben schon darauf verwiesen, S. 11, daß Jesus den römischen Prokurator Pontius Pilatus an den göttlichen Ursprung seiner obrigkeitlichen Befugnis erinnert. Für ihn hat auch alle irdische Obrigkeit ihren Grund in Gottes Willen, wenn ihr auch andere Gebiete zugewiesen sind als das religiöse Leben. Das ist eine Anschauung, welche in Jesu Nachfolge der Apostel Paulus Röm. 13 auf das kraftvollste vertreten hat.

Unser Ergebnis ist also: im Evangelium Jesu ist eine doppelte Anschauung begründet. Das Gebiet des Staates und das der Religion haben jedes ihre eigene Sphäre, aber auch die irdischen Ordnungen werden von Jesus unter einen religiösen Gesichtspunkt gestellt.

13.

Entspricht also den „Urgedanken des Evangeliums“ die von den Pazifisten erhobene Forderung: Verständigung der Völker über eine Rechtsgemeinschaft, die das Unrecht des Krieges durch den Rechtsspruch ersetzt und den Völkern die Ethik zumutet, die zwischen den Einzelmenschen selbstverständlich ist? Hatte Pfarrer Nithack-Stahn in Berlin recht, wenn er in dem 1913 an die Geistlichen und theologischen Hochschullehrer der evangelischen deutschen Landeskirchen versandten Aufruf aussprach: „Wir fordern von den Völkern christlicher Kultur das sittliche Opfer, daß sie unter Zurückstellung kriegerischen Ehrgeizes und der Gelüste gewaltsamer Eroberung einen internationalen Rechtszustand herbeiführen, der das Gewaltmittel der Waffen ausschaltet?“

Über den praktischen Vorschlag, in der Gegenwart eine Rechtsgemeinschaft zu schaffen, die durch Rechtsspruch den Krieg verhinderte, brauchen wir nicht viel Worte zu verlieren. Er ist durch die Ereignisse, in deren Mitte wir stehen, als in der Gegenwart völlig ungangbar erwiesen. Welche von den kriegführenden Nationen, die deutsche voran, würde sich irgendeinem irdischen Richtertribunal unterwerfen, um dem Krieg ein Ende zu machen und die Streitfragen, um derenwillen er entbrannt ist, zu beseitigen? Das würde kein König oder Staatsmann vor seinem Gewissen verantworten können.

Anders steht es mit der Forderung, den Völkern die Ethik zuzumuten, welche zwischen Einzelmenschen selbstverständlich ist. Auch Förster betrachtet es als geboten, daß der Gedanke des sittlichen Opfers in die Beziehungen der Völker untereinander eingeführt werde. Auch im kollektiven Handeln gewinne nur die Nation ihr wahres Leben und dringe zu den tiefsten Quellen staatlicher Kraft, welche die bloße kalte Vorteilsucht dem Gesetze der Gemeinschaft opfere. Man müsse auch den guten Willen zu Kompensationen haben, sich in die Situation des Gegners hineindenken und in großmütiger Ge-

sinnung ein vorbildliches Beispiel in der internationalen Tonart geben. Wem griffe es nicht ans Herz, wenn er fragt, ob nicht in der Gegenwart die Menschheit aus ihrer blutigen und ratlosen Not heraus geradezu schreie nach der Einführung höherer Gesichtspunkte in die weltpolitischen Auseinandersetzungen.

Wer vom Christentum berührt ist, trägt die Hoffnung in sich, daß das gegenwärtige furchtbare Völkerringen die Menschheit aufgeschlossener machen wird gerade für die Gedanken und die Kräfte des Evangeliums, die jetzt mit Füßen getreten zu werden scheinen. Auch ist ohne weiteres einleuchtend, daß ebenso im kollektiven wie im einzelnen Handeln ein aus edelmütiger Gesinnung dargebrachtes Opfer Eindruck machen wird, auf diejenigen, denen es gebracht wird, und auf die Zuschauer. Auch haben wir alle die Empfindung: so wie es in dem Ringen und dem Wetteifer der Völker untereinander bisher war, geht es nicht weiter. Wir leiden auf das tiefste darunter, daß nichts als egoistische Motive einzelner Völker die ungeheure Spannung hervorgerufen haben, die zu dem gegenwärtigen Kriege führte.

Aber mir scheint, es müssen zwei Dinge im gegenwärtigen geschichtlichen Leben auseinandergehalten werden, die in den vorgeführten Anschauungen zusammenfließen: Ideal und Wirklichkeit. Jeder von uns trägt das Ideal als heiligen Schatz im Herzen. Das uns von Jesus vorgesteckte Ziel wird erreicht werden. Wir sind persönlich darauf angelegt, und wir wissen seit Jesus, daß auch die ganze Menschheit diesem Endziele entgegengeführt wird. Weder der einzelne, noch das Leben der Völker untereinander wird zur Ruhe kommen, bis wir bei dem genannten Endpunkte angelangt sind. Demgemäß haben wir auch die ernste Pflicht, unsere Erkenntnis in die Tat umzusetzen, die Hoffnung zur Wirklichkeit auszugestalten.

Aber jeder von uns steht an einer bestimmten Stelle dieses geschichtlichen Prozesses, und aus diesem Zusammenhang kann er nicht heraustreten. Wir sind in der Gegenwart

von dem Endziele noch sehr weit entfernt, können also, wenn wir um uns schauen, für unser Handeln von der konkreten Lage, in der wir uns befinden, nicht absehen. Dürfen wir, weil die Forderung des Evangeliums von der Feindesliebe und der Vergeltung des Bösen mit Gutem uns im Gewissen bindet, nicht mehr für die Waffenrüstung des deutschen Volkes eintreten oder uns nicht gegen neidische und rachsüchtige Nachbarn mit den Waffen verteidigen? Hier tritt doch wohl nicht die ewige Forderung, sondern die Forderung der Gegenwart in ihr Recht.

Ein Ethiker der Gegenwart hat sich vor einigen Jahren dahin ausgesprochen, daß wir aus der Gesinnung heraus, in der wir mit Jesus einig sind, den nationalen Staat wollen, dessen Wesen und Aufgaben Jesus noch nicht kannte. Wir dürften uns auch dadurch nicht irre machen lassen, wenn manches an diesem Gebilde der menschlichen Natur mit der Lebensführung und Stimmung Jesu in so grellem Widerspruch stehe wie die Waffenrüstung und ihr mutiger Gebrauch. Auch in jeder Kulturaufgabe unserer Zeit, die uns in ihren Dienst zwinge, müßten wir ein Siegen Jesu erblicken können. Mit solchen Urteilen soll ein kraftvoller Versuch gemacht werden, schon in der Gegenwart alle Ethik nur um die eine Sonne, Jesus, kreisen zu lassen. Aber mag man in friedlichen Zeiten sich auch der Täuschung haben hingeben können, daß die sittlichen Aufgaben, die aus der Mitarbeit an den Kulturgütern der Menschheit, einschließlich des Staates, sich restlos in die christliche Ethik einreihen lassen, so belehrt uns der gegenwärtige Krieg eines anderen. Wir führen die Waffen in diesem Kriege nicht im Namen Jesu, sondern im Dienste des Vaterlandes. Wir tun all das viele Harte, was im Kriege getan werden muß, nicht als Jünger Jesu, sondern im Bewußtsein, daß alles anders sein müßte, wenn wirklich sein Wille auf Erden herrschte. Das wechselseitige Sich-Verletzen und Niederringen der Völker untereinander widerstreitet ja doch dem Evangelium. Aber trotzdem hören wir nicht auf, Christen

sein zu wollen und in der Nachfolge Jesu zu stehen. Wir weisen es weit von uns, von einem Bankerott der Christenheit in diesem Kriege zu sprechen. Wir geben weder das Evangelium preis, noch wollen wir uns aus dem Zusammenhange unseres Volkes, unseres Staates und der mit ihm gegebenen Güter lösen. Wir fühlen den Widerspruch und tragen ihn mit uns herum, in der Hoffnung und bestimmten Erwartung eines Zustandes der Dinge, wo er aufgehoben sein wird. Aber mit Bewußtsein stellen wir uns in dem gegenwärtigen Krieg mit ganzer Kraft in den Dienst auch der irdischen Güter und Aufgaben. Es ist nicht nur ehrlich, sondern durchaus notwendig, daß man sich das einmal ganz klar macht. Hier hilft kein Verschleiern.

Gerade im Bereiche pazifistischer Bestrebungen treten uns ja auch die größten Kontraste entgegen. Es gibt in den uns feindlichen Ländern und in den neutralen Staaten viele Pazifisten, welche meinen, der ewige Friede müsse heraufgeführt werden, aber erst nachdem Deutschland Schläge bekommen habe. Derselbe Monarch, der im Jahre 1898 ein Friedensmanifest erlassen hat und so den entscheidenden Anstoß zur ersten Friedenskonferenz im Haag im Jahre 1899 gab, der Zar Nikolaus II., hat es nicht verhindern können, daß die Haltung gerade seiner Regierung den Weltbrand entfachte, dessen Flammen um uns lodern; der Erfinder des Dynamit, Nobel, hat einen jährlich zu vergebenden Friedenspreis von einigen hunderttausend Mark gestiftet für Verdienste um die Förderung allgemeiner Brüderlichkeit und des Völkerfriedens. Der Präsident der Vereinigten Staaten von Nordamerika, in denen die Friedensbestrebungen ganz besonders gepflegt werden, und der nach Beginn des jetzigen Krieges für den Frieden beten ließ, hat der Republik Mexiko gegenüber eine Politik eingeschlagen, die diesen Staat noch tiefer in innere Wirren stürzt, und er hält es für vereinbar mit seiner Friedenspolitik, zuzusehen, daß der Weltkrieg durch die großen Munitionslieferungen Amerikas an die Feinde Deutschlands verlängert wird.

14.

Angesichts der ethischen Gebote der Bergpredigt und überhaupt des Evangeliums Jesu fühlt sich jeder Christ, solange er in diesem Leben steht, in einer Spannung. Die Forderung Jesu bindet ihn, und doch kann er sie in ihrem ganzen Umfang nicht erfüllen. Das liegt zum Teil daran, daß er den natürlichen Ordnungen dieses Lebens unterworfen ist, die andere sind als die des Reiches Gottes, welches Jesus zu bringen verheißen hat, zum Teil aber liegt es in unserer eigenen sündigen Beschaffenheit, die uns veranlaßt, anderen Motiven zu folgen, als sie dem Willen Jesu entsprechen. Auch Jesus hat diese doppelseitige Hemmung gekannt und uns auf den von Gott heraufzuführenden Zustand des Reiches Gottes verwiesen, wo dieser Zwiespalt aufgehoben sein werde. Das Maß der Hinneigung zu den Gütern des Reiches Gottes oder den Aufgaben und Interessen dieser Erde ist bei jedem Menschen ein verschiedenes. Die Lösung der Schwierigkeit ist immer individuell. Jeder muß es mit sich selbst, mit seinem Gewissen und mit seinem Gott ausmachen, welche Mittellinie er zieht. Denn den, welcher nur Gott diente und sich von keinen irdischen Interessen und von keiner Sünde unterjochen ließ, Jesus, kann niemand von uns auf dieser Erde in seinem Tun erreichen. Die Ethik des Reiches Gottes ist transzendent, wie das Reich Gottes selbst ein transzendentes ist, mag es dereinst auch auf dieser Erde aufgerichtet werden.

Diese Gedanken und Erkenntnisse sind auch auf den Verkehr der Völker untereinander anzuwenden. Dann werden wir die rechte evangelische Stellung auch zum Kriege finden. Wir wiederholen es noch einmal: der Krieg ist und bleibt unchristlich, auch der gerechte Verteidigungskrieg, wenn man das volle Maß des Gotteswillens anlegt. Gottes Wille ist ein Zustand der allgemeinen Brüderlichkeit der Menschen. Gottes Reich ist erst da, wo nicht mehr Feindschaft und Morden, sondern wo die Liebe herrscht. Auch die Menschheit hat das

ihr bestimmte Ziel erst dann erreicht, wenn dieser Zustand eingetreten ist, und es ist ein Glaubensurteil, welches sich an Jesus hält, daß wir diesen Zustand erreichen werden. Auch das Reich Gottes ist in dem vorhin bezeichneten Sinne ein transzendentes.

Inzwischen haben sich auch die Völker wie die Einzelpersonen mit einem noch sehr unvollkommenen Zustand der Dinge abzufinden. In diesem ist es aber noch viel schwieriger als im Einzelleben, die christlichen Forderungen auf das Kollektivleben anzuwenden. Nicht nur deshalb, weil in dem Verkehr der Völker untereinander jede einzelne staatliche Handlung eine Fülle von Beziehungen und Interessen berührt, also alles ungeheuer kompliziert und von weitestgreifender Wirkung ist, sondern auch, weil das Prinzip des Staates nicht christlich ist. Denn die Grundpfeiler, die den Staat tragen, sind Macht und Recht. Von einem christlichen Staate kann nur insofern gesprochen werden, als alle Bürger Christen sind, nicht aber in dem Sinne, daß seine Ordnungen christliche seien. Denn Macht und Recht sollen im Reiche Gottes gerade aufgehoben sein. Der Christ verzichtet auf sein Recht, er sieht davon ab, mit Machtmitteln sein Ziel zu erreichen. Das kann der Staat niemals. Seine Macht verkörpert sich in seinem Heere das Recht in der das ganze Staatswesen durchdringenden Ordnung. Der Staat wird seine Aufgabe, das ganze Volk mit einem einheitlichen nationalen Willen zu erfüllen, und die Kräfte und Güter zu pflegen, die im Volke liegen, nur erfüllen, wenn er die Mittel und die Möglichkeit solches inneren Wachstums und nationaler Leistung darbietet. Das kann er aber eben nicht ohne Macht und Recht, unbeschadet seiner Aufgabe, auch die Persönlichkeit und die freie Entwicklung des einzelnen zu schützen und zu fördern.

In dem Streben, die nationalen und Kulturgüter zur vollen Entfaltung zu bringen, treten die Staaten und Völker untereinander in Beziehung und auch in gegenseitigen Wetteifer. Ihre Interessen stoßen sich. Eine nackte Eroberungspolitik, wie sie

Napoleon I. betrieb, und wie sie in gewissem Sinne auch das moderne Rußland verfolgt, ist auch vom staatlichen Gesichtspunkt aus unmoralisch. Denn sie wächst nicht aus den sittlichen Bedürfnissen des Staates hervor. Der Staat ist aber in hohem Maße auch eine sittliche Gemeinschaft. Ebensowenig ist ein berechtigtes Motiv der Beziehungen der Völker untereinander der Gedanke der Rache. Er spornt die niedersten Leidenschaften an und macht ungerecht. Daher lenkt er das Streben der ihm erliegenden Völker immer in falsche, dem eigenen Wohle zuwiderlaufende Bahnen.

Aber ein gesund empfindendes Volk wird mit Kraft und Energie sich die Wege zu eröffnen suchen, auf welche es vermöge seiner geistigen und kulturellen Höhe Anspruch zu haben glaubt. Das geschieht von dem Bewußtsein einer Überlegenheit aus gerade nach der Richtung hin, nach der das Volk sich auszudehnen den Drang hat. So sehen wir es in der Geschichte der Kolonisationen, in der Geschichte des Handels und der wirtschaftlichen Entwicklung und in der Verbreitung der Kulturgüter im engeren Sinne. Stößt ein Staat dabei auf Hindernisse und Schwierigkeiten, und sind diese auf friedlichem Wege nicht auszugleichen, so wird der Krieg eine Notwendigkeit. Er ist dann nicht ein Rest aus einer barbarischen Stufe der Menschheit, sondern die aus dem Wesen der Staaten sich ergebende Art der Entscheidung.

Diese sachlichen Schwierigkeiten in dem Vorwärtsstreben und den Wechselbeziehungen der Völker werden nur zu leicht noch verschärft durch menschliche und nationale Leidenschaften, Ränke, Lüge, Hinterlist und Unehrlichkeit. Wie soll sich ein Staat dagegen anders wehren, als daß er schließlich zum Schwerte greift und die ihm gerecht erscheinende Sache durch den Krieg zur Entscheidung bringt? Ist doch im staatlichen Leben ein kostbares Gut die nationale Ehre, die zu schützen für jeden Staat eine heilige Aufgabe ist. Ein Staat, der Angriffe auf seine Ehre nicht zurückwiese, würde weder nach

außen geachtet sein, noch erfüllen, was seine Bürger von ihm mit Recht erwarten.

Das Streben Deutschlands im abgelaufenen Jahrhundert, zur nationalen Einheit zu gelangen, konnte zu dem gewünschten Abschluß gebracht werden nur unter Benutzung und Anspannung der im deutschen Volke liegenden nationalen und ethischen Kräfte und in geschickter Führung der preußischen und deutschen Politik im Rahmen der europäischen Gesamtpolitik. Das sind alles irdische, politische Motive; dabei ist zunächst nichts Christliches, wenn man jetzt davon absieht, daß die Größe des deutschen Volkes zum guten Teile im Christentum wurzelt. Ein christlicher Einschlag ist jedoch auch vorhanden gewesen. Er besteht darin, daß dies große nationale Werk von einem Staatsmann vollzogen worden ist, der sich als Christ fühlte und in seinem Gewissen an Gott gebunden war. Aber auch Bismarck hat sehr wohl empfunden, daß das ohne Spannungen nicht möglich gewesen ist. Wiederholt hat er jedoch ausgesprochen, daß er sein Werk als Staatsmann nicht durchgeführt hätte, wenn er sich nicht Gott verpflichtet gefühlt hätte. Wir kennen alle sein schönes Wort: „Wenn ich nicht an eine göttliche Ordnung glaubte, die diese deutsche Nation zu etwas Gutem und Großem bestimmt hätte, so würde ich das Diplomatengewerbe gleich aufgeben oder das Geschäft gar nicht übernommen haben. Nehmen Sie mir diesen Glauben, und Sie nehmen mir das Vaterland. Wenn ich nicht ein strammgläubiger Christ wäre, wenn ich die wundervolle Basis der Religion nicht hätte, so würden Sie einen solchen Bundeskanzler gar nicht erlebt haben."

Der gegenwärtige Krieg ist auch nicht nur von ungefähr entstanden, sondern er hat in der Entwicklung der Völkerwelt seine ganz natürlichen und wiederum in gewissem Sinne notwendigen Ursachen. Das deutsche Volk war, wie es unser Kaiser in seinem Aufruf an das deutsche Volk vom 31. Juli 1915 selbst bezeugt hat, anderen zu groß geworden. Hätten wir uns darauf beschränkt, die geistige Bedeutung unseres Volkes zu

pflegen und das Volk der Dichter und Denker zu bleiben, so würden wir in Frieden gelassen worden sein. Niemand hätte uns in unserer Beschaulichkeit gestört. Aber Rußland war der Einfluß des deutschen Ingenieurs, Kaufmanns und Industriellen zu drückend geworden, und es fühlte sich durch Deutschland in seinem Drang nach der Ausdehnung slawischen Volkstums zu stark beengt. England jedoch erblickte in der wachsenden Entwicklung Deutschlands eine Bedrohung seiner see- und weltbeherrschenden Macht. Unseren Idealismus hätte man uns nicht mißgönnt. Aber daß wir auch reich und mächtig werden sollten, war für Englands Egoismus und Herrenbewußtsein zu viel. Frankreich aber war bereit, mit jeder Macht zu gehen, welche sich anschickte, den verhaßten Sieger von 1870 niederzuwerfen.

So mußte, politisch gesprochen, die große Auseinandersetzung kommen. Es gibt keine Instanz, welche in solchen großen Konflikten der Völkerwelt die Vermittlung zwischen den streitenden Parteien übernehmen könnte. Bismarck konnte 1885 in der Karolinenfrage die Entscheidung des Papstes anrufen, hier tritt Gustav Adolfs Wort in sein Recht: „Ich erkenne niemand über mir als Gott und das Schwert des Siegers". Friedrich der Große hat gesagt, der Traum vom ewigen Frieden sei ein Phantom, das jeder fortwerfe, wenn der Zwang an ihn selber herantrete. Und auch unser großer Stratege Moltke nennt den Krieg ein Element der von Gott eingesetzten Weltordnung.

Man braucht sich nur die Frage vorzulegen, ob wir irgendeine Person oder Macht kennen, der wir die Vermittlung des Friedens im gegenwärtigen Krieg anvertrauen könnten. Vorbei ist die Zeit des 17. Jahrhunderts, da Staatsrechtslehrer kleiner Staaten dozierten, welches Zweck und Wesen des Staates seien. Was für uns jetzt auf dem Spiele steht, kann ein Angehöriger eines kleinen Staates nicht nachempfinden. Der Papst ist — ganz abgesehen von anderem — unfrei, da er seinen Wohnsitz im Lande eines feindlichen

Staates hat, und Amerika ist so wenig neutral, und auch seinerseits so stark in die in diesem Krieg zum Austrag kommenden Interessen verwickelt, daß es als Friedensvermittler auch nicht in Frage kommt. Oder gibt es eine Friedenskonferenz, der Deutschland die Entscheidung über das zukünftige Schicksal Belgiens anvertrauen würde? Man braucht das nur auszusprechen, um es sofort als ganz unmöglich zu verwerfen. Oder wer will sagen, der nicht selbst ein Deutscher ist, was Deutschland für seine zukünftige militärische, politische und wirtschaftliche Entwicklung notwendig braucht?

Solange es auf dieser Erde voneinander verschiedene Nationen gibt, von denen eine jede besondere Veranlagungen und daher besondere geschichtliche Aufgaben hat, ist es die Pflicht jeder Nation, für ihre lebenskräftige Entwicklung Sorge zu tragen und gegen Beeinträchtigungen sich zu wehren.

15.

Aber allerdings haben wir nun doch auch dem christlichen Gedanken in dieser Entwicklung Rechnung zu tragen.

Je furchtbarer der Krieg die Völker trifft und verwüstet, um so ernsthafter ist es christliche Pflicht, dieser Geißel der Menschheit entgegenzuwirken. Ein Christ glaubt an die Vollendung der Menschheit im Reiche Gottes. Daher kann er sich nicht dabei beruhigen, auf diesen herrlichen Endzustand zu warten und bis dahin alles gehen zu lassen wie es geht. Schon diese Erde ist ihm Gottes Erde, und die religiösen und sittlichen Aufgaben liegen für den Christen im gegenwärtigen Leben. Freilich teilt er nicht die Hoffnungen, wie sie von Herolden menschlicher Kulturentwicklung so oft ausgesprochen worden sind, daß die Menschheit von den in ihr selbst liegenden Kräften und Interessen aus zu einem Zustand der allgemeinen Brüderlichkeit und des Völkerfriedens gelangen werde. Gerade unsere Zeit, die eine Höhe der Kulturentwicklung er-

reicht hat, wie sie auf dieser Erde bisher noch nicht vorhanden gewesen ist, hat uns diesen Krieg mit allen Schrecken und Greueln gebracht. Und die Internationalisierung des wirtschaftlichen, technischen und kommerziellen Lebens hat auch nur dazu beigetragen, die Ausdehnung des Krieges zu vergrößern. Die Kultur, weit entfernt, die Menschen besser zu machen, drückt ihnen nur noch grausamere Waffen in die Hand. Wer seine Hoffnung auf die Kultur als Erzieherin des Menschengeschlechts setzt, verkennt die Macht der Sünde, gegen welche die Kultur an sich gleichgültig ist.

Auch das ist nur ein Traum, daß die Gemeinsamkeit der friedlichen Interessen die Kulturvölker vom Kriege abhalten werde. Ein Volk schafft allerdings neue irdische Werte nur in ruhiger ungestörter Entwicklung. Und gerade je mehr es vorwärts strebt, bedarf es der ungehemmten Benutzung aller Möglichkeiten, welche das moderne Leben darbietet. Aber jedes Vorwärtsstreben eines Volkes verletzt die Interessensphäre anderer Völker, und so werden immer wieder die Möglichkeiten kriegerischer Verwicklungen auftauchen, trotz des wachsenden Friedensbedürfnisses.

Nun werden zwar immer wieder idealistische Stimmen laut, welche darauf verweisen, daß doch auch in der natürlichen Menschheit höhere, über die Interessenfragen hinausgreifende Mächte wirksam sind. In warmherziger Weise hat Paulsen, der verstorbene Berliner Philosoph, diesem Gedanken Ausdruck gegeben: „Es ist in der europäischen Völkerwelt die Anschauung in der Bildung und im Durchdringen begriffen, daß das Machtinteresse des einzelnen Staates nicht das höchste Interesse überhaupt ist, daß es über den Gütern des Einzelvolkes ein höheres, den Völkern gemeinsames Gut gibt, die Humanität, das Reich Gottes, die vollkommene Gestaltung des Menschenlebens, oder wie wir es nennen wollen.“ Die Menschheit, auf sich selbst gestellt und ihren natürlichen Trieben und Instinkten überlassen, wird niemals dies Ziel erreichen oder ihm auch nur nahekommen, aus den von uns

ausführlich dargelegten Gründen. Aber allerdings ist im christlichen Glauben der Weg der Vollendung gewiesen, wie denn Paulsen auch selbst neben der „Humanität" und der „vollkommenen Gestaltung des Menschenlebens" das doch wohl auf anderen Lebenskräften beruhende Reich Gottes nennt.

Wir glauben, daß Gott der Herr der Welt und der Lenker der Geschichte ist. Auch in diesem Kriege sehen wir nicht nur dämonische Kräfte, sondern auch Gottesgedanken und einen breiten Strom christlichen Glaubens und christlicher Liebe wirksam. Wir vertrauen nicht auf das, was die Menschen tun und erreichen, sondern auf das, was Gott in den Menschen und durch die Menschen tut. Wir erkühnen uns nicht, Gott vorschreiben zu wollen, wie er die Menschen führen müsse, sondern wir glauben, daß der Gott, der uns in der Person unseres Herrn Jesus handgreiflich vor die Augen gestellt und verkündigt hat, welches das Ziel seiner Wege mit der Menschheit ist, uns mit sicherer Hand diesem herrlichen Ende entgegenführt. Wir kennen den Gang der Geschichte des Reiches Gottes. Im Alten wie im Neuen Testament wie auch in der Geschichte der christlichen Kirche führt er durch Krieg, Verwüstungen und Niederlagen hindurch. Vieles ist sehr menschlich zugegangen. Es ist eine Geschichte, in welcher Tränen und Blut reichlich geflossen sind. Dennoch ist es auch eine Geschichte, welche in diese Erde so viel köstlichen Samen gelegt hat, daß die Gestalt alles Irdischen heute wesentlich anders wäre ohne diese neuen Lebenskräfte.

So wird auch aus der jetzigen Blutsaat neues Leben hervorwachsen. Gott erzieht die Menschheit für seine Wege und Ziele auch durch diesen Krieg. So wenig sich die Mission durch die widerchristlichen Handlungen Englands gegen Missionare und Missionsanstalten feindlicher und neutraler Staaten in der Hoffnung auf ein unaufhaltsames Voranschreiten der Weltmission beirren läßt, so wenig fürchten wir eine Entwurzelung des christlichen Glaubens in der europäischen Völkerwelt durch das Ringen der Nationen untereinander.

Im Gegenteil, wir erwarten eine stärkere Verchristlichung voran unseres deutschen Volkes, aber auch, daß der gegenwärtige Krieg den anderen kriegführenden Völkern neue christliche Spuren aufdrücken wird. Es wird wohl auf der ganzen Erde die Erkenntnis wachsen, daß das Völkerleben auf unveräußerlichen sittlichen und religiösen Grundlagen ruht, daß Waffen der Verleumdung und Lüge nicht zum Siege führen, und daß Untreue und Verrat dem eigenen Volke zum Unsegen wird.

Es ist eine merkwürdige Erscheinung, daß fast jede kriegführende Macht ihr Eingreifen in den Krieg mit sittlichen und zum Teil mit religiösen Gründen gestützt hat. Es ist nicht unsere Aufgabe, die Richtigkeit oder Falschheit solcher Motive zu untersuchen. Aber dies ist aus solchem Bemühen zu ersehen, daß fast überall die Überzeugung von der grundlegenden Bedeutung sittlicher und religiöser Gedanken auch für das Völker- und Staatsleben vorhanden ist. Hat sich nun das Böse in seiner ganzen Schlechtigkeit ausgewirkt, so kann die Reaktion nicht ausbleiben. Man wird erkennen, daß der beste Weg des Verkehrs der Völker untereinander der Weg der Gerechtigkeit und Aufrichtigkeit ist, nicht der der Hinterlist und des skrupellosen Egoismus. Die heutigen Kulturvölker sind aber größtenteils christliche. Darf man da nicht der Hoffnung Ausdruck geben, daß sich dann die Augen derer, welche zum Regieren berufen sind, auf den richten werden, der die Wahrheit, die Gerechtigkeit und die Liebe ist, um von ihm zu lernen? Er hat ja das Dunkel menschlicher Bosheit mit dem Lichte göttlichen Wirkens übergossen. Wir zweifeln nicht, daß wir in dem von Jesus eröffneten Kampfe des Lichts mit der Finsternis gerade durch diesen Krieg vorwärts kommen.

Dieser edle Kampf wird die Christen aller Länder verbinden. Er macht sie zu Bundesgenossen und Brüdern auch über trennende Schranken hinweg. Die Zeit ist hoffentlich nicht fern, in der nach Beendigung des Krieges die Christen in den jetzt feindlichen Ländern einander wieder die Hand reichen zu

gemeinsamem christlichem Tun, zur Beeinflussung des Völkerlebens und zur Arbeit am Bau des Reiches Gottes auf Erden.

Der Krieg ist eine Zuchtrute der Völker, eine Heimsuchung Gottes. Gott demütigt alle an ihm beteiligten Völker, die Sieger wie die Besiegten. Aber gerade darin liegt die Bewährung der Erziehung der Menschheit auf das Reich Gottes hin. Wir haben gelernt, und lernen es wohl noch immer mehr, die Bedeutung des Opfers zu verstehen, und schauen dabei fest auf das Kreuz auf Golgatha hin. Die Macht der Liebe, der christlichen, helfenden, auch den Feinden dienenden Liebe strahlt in unvergänglichem Glanze gerade in der Gegenwart auf. Sie ist ja aber doch nirgends anderswo entzündet, als an der Liebe, mit der Jesus, unser Herr, uns geliebt hat. Die Sammlung und Anspannung aller Kräfte, die nicht nur von unseren Kriegern draußen, sondern auch von allen Daheimgebliebenen, Männern und Frauen, verlangt wird, und welche auch willig geleistet wird, legt Zeugnis ab von sittlicher Größe, und wir erkennen, daß sie einen religiösen Untergrund hat. Jetzt erst wird uns klar, wie tief das Christentum in unserem Volke Wurzel gefaßt hat. Deutsche Art und deutsches Wesen hätte sich nie zu solcher Kraft und Bedeutung aufschwingen können, hätte christlicher Glaube es nicht durchdrungen und veredelt. Der Gedanke des Dienens, der ohne Frage eine sehr starke religiöse Wurzel hat, ist in unserem ganzen Volke heimisch geworden. Es ist alte preußische Tradition, daß sich der König als ersten Diener des Staates weiß. Jeder deutsche Mann, jede deutsche Frau stellt sich freudig und ganz in den Dienst des Vaterlandes und ordnet die persönlichen Wünsche dem Wohle des Ganzen unter. Jeder opfert bereitwillig auch das Leben für das Vaterland, wenn es sein muß.

Das ist nationales, nicht religiöses Tun. Im Reiche Gottes gibt es nicht den Unterschied des Vaterlandes und der Nation. Wir setzen vielmehr unser Leben für das höchste irdische Gut ein. Das haben die Menschen und Völker freilich

auch schon getan, ehe es ein Christentum gab. Und doch liegt eine hohe religiöse, ja man kann sogar sagen christliche Weihe auf dieser Todesbereitschaft unserer Söhne und Brüder. Denn auch irdische Güter, wie Vaterland, Volkstum, Freiheit, sind gottgegeben. Wir erkennen ihre Verknüpfung mit den Ordnungen dieser Erde und infolgedessen ihre nur relative Bedeutung. Aber es gilt hier das Wort unseres Herrn: „Wer im Geringsten treu ist, der ist auch im Großen treu; und wer im Geringsten unrecht ist, der ist auch im Großen unrecht", Luk. 16, 10. Für die ewigen Güter werden wir reif auch durch Bewährung und Treue im Irdischen. Wir stehen ein für unser Vaterland, weil hier die Wurzeln unserer irdischen Kraft und unsere irdischen Aufgaben liegen. Aber wir tragen den Keim eines Seins in uns, welches weit auch über das hohe Gut des Vaterlandes hinausragt.

Das Gesagte wird noch deutlicher und einleuchtender werden, wenn wir etwas Weiteres beachten. In dem Wirken und der Person unseres Herrn selbst, in der Ausgestaltung, die das Evangelium in den großen Aposteln wie Paulus und Johannes gewonnen hat, sowie in der Geschichte der christlichen Kirche zeigt sich dem kundigen Blicke die Tatsache, daß das Evangelium auf dieser Erde nicht rein und „an sich" in die Erscheinung tritt, sondern in den einzelnen Personen und geschichtlichen Typen unter den durch diese Erde bedingten Formen wirksam wird. In den verschiedenen Kirchen und Missionsgebieten der Gegenwart kann man ganz deutlich den durch verschiedenes Volkstum bedingten Einschlag innerhalb der christlichen Religion beobachten. Es ist das abermals eine mit dieser Erde und ihrer Beschaffenheit zusammenhängende Eigentümlichkeit.

Wenden wir diese Erkenntnis auf den Gang des Reiches Gottes an, so erscheint es als Gottes Wille, daß sich das Evangelium in den verschiedenen Völkern und Volksgruppen in ihrer gottgesetzten Verschiedenheit auswirke. Wir betrachten es als die Aufgabe des deutschen Volkes, daß es sein Ver-

ständnis und seine Eigenart, das Evangelium aufzunehmen und auszugestalten, zur Durchbildung bringe, ebenso wie dies von anderen Völkern gilt. In diesem Zusammenwirken, der daraus folgenden gegenseitigen Befruchtung und Vorwärtsbewegung liegt ein wichtiger Fortschritt des Reiches Gottes auf Erden begründet.

Dies alles kann aber nicht geschehen, ohne daß die Eigenart des Verständnisses des Evangeliums bei jedem christlichen Volke auch Einfluß auf den Bereich des gesamten irdischen Lebens, also auch auf die politischen, nationalen, sozialen und wirtschaftlichen Zustände gewinnt und vieles in christlichem Sinne umgestaltet.

Es ist unser heißer Wunsch, daß unser Volk gerade durch die Erfahrungen des gegenwärtigen Krieges auf der christlichen Bahn vorwärts und aufwärts geführt werde, und wir sind überzeugt, daß es der edelste Wettstreit der Völker untereinander wäre, wenn sich bei allen Volkstum und christlicher Glaube gegenseitig durchdrungen hätten und von dieser Grundlage aus die widerstreitenden Interessen ausgeglichen werden könnten.

Es ist, wie wir schon ausgesprochen haben, nicht unsere Meinung, daß durch solche innerweltliche Entwicklung das Reich Gottes auf Erden zur Vollendung kommen wird. Denn die natürlichen Ordnungen dieses Lebens und die menschliche Sünde sind entscheidende Hinderungen, die mit diesem Weltlauf nun einmal verbunden sind. Das Reich Gottes findet seine Vollendung in einem transzendenten Sein. Und wir legen es in Gottes Hand, wie er die Dinge führen wird bis zur Vollendung. Wir wissen aus Jesu Weisfagung, daß auch die Weiterentwicklung des Reiches Gottes auf Erden sich nur in erbitterten und leidvollen Kämpfen mit den auf Erden heimischen widergöttlichen Mächten vollziehen wird, und daß Gott selbst eingreifen und alles um- und neugestalten muß, wenn sein Reich aufgerichtet werden soll.

Aber das Ende der Geschichte auch dieser Erde wird sein, daß alles, was Gott widerstrebt, niedergeworfen sein wird, und Gottes Reich auch diese Erde umspannen wird. Dann werden wir rückschauend den Gang der Wege Gottes verstehen, die er die Menschheit geführt hat, auch die uns jetzt unverständlichen, und anbetend bekennen: O welch eine Tiefe des Reichtums, beides der Weisheit und Erkenntnis Gottes. Wie gar unbegreiflich sind seine Gerichte, und unerforschlich seine Wege. Von ihm und durch ihn und zu ihm sind alle Dinge. Ihm sei Ehre in Ewigkeit.

G. Pätz'sche Buchdr. Lippert & Co., G. m. b. H., Naumburg a. d. S.

Soeben erscheint:

Reinhold Seeberg,

Geh. Konsistorial-Rat Prof. D. Dr. Dr., Berlin

Ewiges Leben.

Zweite mehrfach verbesserte Auflage.

Mit allegorischem Titelbild.

1915. ca. 122 S. ca. M. 2.25, geb. ca. M. 2.75

Inhalt: 1. Die Leidtragenden. 2. Leben, altern, sterben, totsein. 3. Das geistige Ich und die materialistische Seelenlehre. 4. Fortexistenz und Fortleben. Die Religionsgeschichte. 5. Die verstandesmäßige Betrachtung der Welt. 6. Die Welt als Leben und Wille. 7. Die Erfassung des Lebens. Empfindung, Wille, Denken. 8. Das geistige Leben. 9. Der Geist und die Geister. 10. Ewiges geistiges Leben, Seligkeit. 11. Die Zerstörung des ewigen seligen Lebens durch das Böse. 12. Die Erlösung zum Leben durch den Geist Christi. 13. „Auferstehung des Fleisches". 14. Das jüngste Gericht im Neuen Testament. 15. Das doppelte Ende. 16. Unsere Furcht vor dem Tode. Das persönliche Fortleben. 17. Christus die Höhe des Geistes und das ewige Leben. 18. Das ewige Leben im deutschen Kirchenlied. 19. Die Unreifen, Ungläubigen und das ewige Leben. 20. Das Wiedersehen. 21. Die ewige Seligkeit. 22. Weltgericht und Weltgeschichte. 23. Die Hölle. 24. Zwei Bilder. — Anhang: Das Rätsel des Spiegels.

Der allgemein geschätzte Berliner Theologe hat mit diesem Büchlein ein Trostwort geschaffen, welches geeignet ist, die Trostbedürftigen aufzurichten, die Mutlosen zu stärken und in die unruhigen und verzagten Herzen der Trauernden wieder Friede einziehen zu lassen.

Kirchl. Anzeiger f. Württemberg: Das Büchlein ist für alle Leidtragenden geschrieben und zwingt mit seinen eigenartigen Aufstellungen zu tiefem Nachdenken.

Die Wartburg: Dies schön ausgestattete Buch wird vielen Trost spenden. Es ist für die Leidtragenden bestimmt, und ihnen hat Seeberg in der ihm eigenen eindringlichen Art vieles zu sagen. Wo Trauer ist soll man das Buch schenken. Man darf des innigsten Dankes gewiß sein.

Positive Union: Vom Krieg, der dem Schnitter Tod so reiche Ernte bot, veranlaßt ist Reinhold Seebergs hochinteressante Schrift über „Ewiges Leben", die den Leidtragenden dieser leidvollen Zeit gewidmet ist. In 24 Kapiteln will der geistvolle Berliner Theologe den Suchenden unserer Tage über das Leben nach dem Tode Glaubensgewißheit geben. Eine dankenswerte Aufgabe, besonders jetzt, da so viele das Rätsel des Todes an sich erfahren müssen. Seebergs Buch fesselt so vom Anfang bis zum Ende.

A. Deichertsche Verlagsbuchhdlg. Werner Scholl, Leipzig
Königstraße 25

Was sollen wir denn tun?

Erwägungen und Hoffnungen

von Geh.-Rat Prof. D. Dr. Dr. **Reinh. Seeberg**, Berlin

Zweite mehrfach verbesserte und erweiterte Auflage.

1915. ca. 64 S. ca. M. 1.50

Inhalt: Die Frage. — Die innere Lage. — Die inneren Gegensätze: „zwei Völker". — Idealismus und Realismus. — Die religiösen Gegensätze. — Der innere Gewinn des Krieges. — Das nationale Empfinden. — Die Erkenntnis des Bösen. — Idealismus und Frömmigkeit. — Was sollen wir tun? — Einwirkung auf die Jugend. — Die Aufgabe der Frauenwelt. — Die deutsche Eigenart. — Die Aufgabe der Erkenntnis des Bösen. — Der Weg zu Idealismus und Sittlichkeit. — Verbindung der idealistischen und realistischen Tendenzen. — Praktisches Christentum und Idealismus. — Kirchliche Aufgaben, die Landeskirche. — Freie kirchliche Verbände. Kirchliche Parteien. — Ueberwindung der sozialen Gegensätze, die politischen Parteien der Zukunft. — Religiöse Hilfe zur Lösung der sozialen Spannungen. — Der Optimismus der Hoffnung. — Zusammenfassung.

Deutsche Volkswirtsch. Korrespondenz: In seinem neuesten Büchlein berührt der Verfasser neben den religiösen Fragen unserer großen Zeit auch innerpolitische, nationale und soziale. Mit welchem gesunden Urteil der berühmte Theologe der deutschen Wirtschaftspolitik der letzten Jahrzehnte gegenübersteht, zeigt die folgende Bemerkung: . . .

Würzb. Generalanzeiger: Die Broschüre zeigt uns, wie ein umfassender Geist, der in die Tiefe, in das innere Geschehen schaut, sich Deutschlands nächste Zukunft darstellt.

Material-Korrespondenz: Viel wertvolle Gedanken werden hier dargeboten, die jedem denkenden Leser zum mindesten reichste Anregung geben.

Kirchl.-soz. Blätter: Von hoher Warte beobachtet D. Seeberg die Zeit: zum Sehen geboren, zum Schauen bestellt. Derweil in den Niederungen noch wenig sicheres über die nächste Zeit erkennbar ist, schaut man aus der Höhe bereits das neue Vaterland, unserer Kinder Land. Es werden viele gern zu der Broschüre des Mannes, dem in diesem Winter in Berlin viele Tausende lauschten, greifen.

A. Deichertsche Verlagsbuchhdlg. Werner Scholl, Leipzig
Königstraße 25

Der Krieg
im Lichte der christlichen Ethik

Von Geh.-Rat Prof. D. Ludwig Ihmels, Leipzig

Zweite unveränderte Auflage

1915. 32 S. 60 Pfennig

Inhalt: I. Das Problem. II. Der Krieg im Lichte der Bergpredigt. III. Die sittliche Notwendigkeit des Krieges. IV. Die Führung des Krieges im Sinne Jesu. V. Praktische Konsequenzen der Jünger Jesu.

Positive Union: Eine geistvolle, tiefgründige, zu Herzen gehende Abhandlung über das wichtige Thema, wie der Krieg im Lichte der christlichen Ethik zu bewerten ist.

Ev. Gemeindeblatt f. Königsb.: Der Vortrag behandelt in lichtvoller Weise das Problem, ob die Jünger Jesu, die die Ethik der Bergpredigt als für sich maßgebend ansehen, rückhaltlos zu dem gegenwärtigen Kriege Ja sagen dürfen.

Bote f. Pommern: Wir sind überzeugt, daß der Verfasser durch die Veröffentlichung seines Vortrages vielen Gebildeten, die mit Ernst Christen sein wollen, die wertvollsten Dienste geleistet hat. Jeder Pastor wird gern zu dem Büchlein greifen und daraus neue Freudigkeit zur Verkündigung des Evangeliums im Kriege schöpfen.

Kirche, Volk und Staat

vom Standpunkt der evangelischen Kirche aus betrachtet

Von Prof. Lic. th. Konrad Meyer, Magdeburg

1915. 58 S. M. 1.20

Inhalt: I. Grundsätzliches über das Verhältnis von Kirche, Volk und Staat. II. Die Entstehung ihres gegenwärtigen Verhältnisses. III. Die Bedeutung ihres gegenwärtigen Verhältnisses. IV. Die künftige Gestaltung ihres Verhältnisses zueinander.

Bote f. Pommern: Daß der Krieg unsere evangelische Kirche vor neue, große Aufgaben stellt und nachher erst recht stellen wird, dürfte jedem, der seine Kirche wie sein Volk lieb hat, klar sein. Es ist besonders erfreulich, daß der wohlbekannte Verfasser nicht auf uferlose Pläne und ungangbare Wege verfällt. Als Freund der Volkskirche ruft er alle auf zur Mitarbeit, um diese zu erhalten und zu stärken, aber auch dem Staat zubilligend, was ihm zukommt. Es geschieht dies in besonnener Weise, aber auch zugleich im Hinblick auf die Zukunft unserer Kirche in einer uns wohltuenden hoffnungsvollen Freudigkeit.

A. Deichertsche Verlagsbuchhdlg. Werner Scholl, Leipzig
Königstraße 25

Die Psalmen Israels

nach dem Versmaß der Urschrift verdeutscht

Von Geh.-Rat Prof. D. R. Kittel, Leipzig

1915. 225 S. M. 2.50, geb. 3.—

Literar. Zentralblatt: Das Büchlein, das weiteren Kreisen, insbesondere Lehrern und Schülern sehr willkommen sein wird, bietet eine sorgfältige deutsche Uebersetzung, die sich auch bemüht, das hebräische Metrum gemäß unserer heutigen Erkenntnis wiederzugeben, zugleich aber den Luthertext nach Möglichkeit zu Worte kommen läßt, um so mehr als der große Reformator „in überaus zahlreichen Fällen den richtigen Rhythmus des hebräischen Urtextes instinktiv empfunden hat". Die beigegebenen Vignetten sind Bildern des Altertums entnommen und stellen Szenen dar, die Gesang und Musik in der Umwelt Israels betreffen, insbesondere alte Musikinstrumente nach babylonischen und ägyptischen Denkmälern und hebräischen Münzen.

Ziemssen, W., „Ich sehe den Himmel offen". Biblische Betrachtungen über das Leben der Gläubigen im Himmel.

I. **Der Blick in den offenen Himmel!** 2. Aufl. 1904. 200 S. eleg. geb. 3.60

II. **Was lehrt das Neue Test. vom Himmel?** 1900. 344 S. eleg. geb. 4.20

III. **Das Leben der Seligen im Himmel.** 1. Abt. 1902. 300 S. eleg. geb. 4.20

2. (Schluß-)Abt. 1904. 157 S. eleg. geb. 2.80

Kpl. geb. (14.80) **10.—**

Inhalt: In der Himmelswelt. — Die Herrlichkeit unseres himml. Leibes. — Der Himmel ist das Land der Freiheit. — Der in ihrer Selbstherrlichkeit friedelosen Seele wird d. Weg z. Harmonie gezeigt. — Der gläubigen Seele glückseliges Zunehmen und Ausreifen im Himmel. — Vollendung der Familie.

Luther. Rundschau 1905, Nr. 11: Eine weite Verbreitung ist ihm um so mehr zu wünschen, als es in hohem Maße beitragen wird, den vielen unklaren verschwommenen Ansichten, die gerade in unserer Zeit auch bei sonst ernsten gläubigen Christen herrschen, bestimmte biblische gegenüberzustellen.

Pfarrerbl.: Verf. gibt als Ertrag seiner Lebensarbeit Antwort auf die jedes Menschenherz bewegende Frage nach dem Leben der Gläubigen in der Ewigkeit in so feinsinniger und tiefer Weise, daß alle, die noch nicht gänzlich dem Materialismus verfallen sind, davon innerlich ergriffen und erbaut werden müssen. Die Form der Darstellung ist vollendet schön.

Evangel. Kirchenz.: Ein in Wahrheit erbauendes Buch, das in seltener Weise Herz und Gedanken nach oben zieht, indem es durch das Fernglas des Schriftwortes in das Leben des Himmels hineinblicken läßt.

Bayer. Korresp.-Blatt: Wir wünschen diesen Betrachtungen, welche sich auf dem Glaubensgrunde des göttlichen Wortes aufbauen und Irrwege vermeiden, recht viele Leser, sowohl im Kreise der Theologen von Fach, als auch unter den Laien.

A. Deichertsche Verlagsbuchhdlg. Werner Scholl, Leipzig
Königstraße 25

A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung Werner Scholl, Leipzig
Königstraße 25

Althaus, P., **Die Prinzipien d. deutschen reform. Dogmatik** im Zeitalter d. aristotel. Scholastik. Eine Untersuchung zur altprotestantischen Theologie. 1914. VIII, 275 S. 7.50

Bachmann, Ph., **Grundlinien der systematischen Theologie** zum Gebrauche bei Vorlesungen. I. Prinzipienlehre der systematischen Theol. II. System der Dogmatik. 1908. 124 S. 2.10

Bohatec, J., **Die cartesianische Scholastik in der Philosophie und reformierten Dogmatik des 17. Jahrhunderts.** I. Entstehung, Eigenart, Geschichte u. philosophische Ausprägung der cartesian. Scholastik. 1912. IV, 158 S. 3.60

Dunkmann, K., **Kreuz und Auferstehung Jesu als Grundlagen der Heilsgemeinde.** 1909. 69 S. 1.25

—, **System theologischer Erkenntnislehre.** 1909. VI, 166 S. 3.50

—, **Metaphysik der Geschichte.** Eine Studie zur Religionsphilosophie. 1914. 74 S. 1.80

—, **Idealismus oder Christentum?** Die Entscheidungsfrage der Gegenwart. 1914. VII, 165 S. 3.60, kart. 4.20

Elert, W., **Prolegomena der Geschichtsphilosophie.** Studie zur Grundlegung der Apologetik. 1911. VIII, 115 S. 2.—

Fischer, E. Fr., **Das Gottesproblem.** Grundlegung [illegible] Theorie der christl.-relig. Gotteserkenntnis. 1913. 291 S.

Francke, K., **Metanoetik.** Die Wissenschaft von [illegible] Erlösung veränderten Denken. 1913. 169 S.

Frank, Fr. H. R. v., **System der christlichen** [illegible] 2. Aufl. I. 1884. X, 500 S.; II. 1881. X, 4[illegible]

—, **System der christlichen Wahrhei**[illegible] I. 1894. X, 531 S.; II. 1894. V[illegible]

—, **System der christlichen Si**[illegible] 448 S.; II. 1887. VIII, [illegible]

Gennrich, P., **Die** [illegible] **Zentrallehre in d**[illegible] **Beleuchtung.**

—, **Modern**[illegible] **geburts**[illegible]

D 639
.R4F32
Feine
~~Seine~~, Paul
Evangelium, Krieg und
Weltfrieden

16283

A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung Werner Scholl, Leipzig
Königstraße 25

Girgensohn, K., **Der Schriftbeweis in der evangelischen Dogmatik einst und jetzt.** 1914. IV, 78 S. 2.—

Grützmacher, R. H., **Gegen den religiösen Rückschritt! Der dreieinige Gott. Jesusverehrung oder Christusglaube.** Vier Vorlesungen. 1910. 95 S. 2.—

—, **Modern-Positive Vorträge.** 1906. 217 S. 3.50, geb. 4.50

—, **Wort und Geist.** Eine histor. u. dogmat. Untersuchung zum Gnadenmittel d. Wortes. 1902. VIII, 312 S. 5.50

—, **Nietzsche.** Ein akadem. Publikum. 1910. 197 S. 3.80, geb. 4.80

—, **Studien zur systematischen Theologie.**

1. Die Quelle und das Prinzip der theologischen Ethik im christlichen Charakter. 1905. 98 S. 1.60
2. Hauptprobleme der gegenwärtigen Dogmatik. Die Forderung einer modernen positiven Theologie. 1905. 111 S. 1.80
3. Eigenart u. Probleme d. positiven Theologie. 1909. 132 S. 2.60

Herrmann, R., **Christentum u. Geschichte bei Wilhelm Herrmann.** Mit besond. Berücksichtigung der erkenntnistheoretischen Seite des Problems. 1914. 176 S. 4.50

Herzog, K., **Ontologie der religiösen Erfahrung.** Spekulativer Beitrag z. Metaphysik u. Religionspsychol. 1914. VI. 279 S. 7.—

Hilbert, G., **Moderne Willensziele.** Der Wille zum Nichts: Arthur Schopenhauer. — Der Wille zur Macht: Friedrich Nietzsche. — Der Wille zur Form: Ernst Horneffer. — Der Wille zum Glauben: Hamlet. 1911. 80 S. 1.25, kart. 1.50

—, **Ersatz für das Christentum!** Christentum oder Kunst? — Christentum oder Wissenschaft? — Christentum oder Moral? — Christentum oder Religiosität? 1913. IV, 86 S. 1.25, kart. 1.50

Hunzinger, A. W., **Die religiöse Krisis der Gegenwart.** Zehn zeitgemäße zwanglose Artikel für gebildete Christen. 1911. VII, 190 S. 3.60, geb. 4.20

—, **Probleme und Aufgaben der gegenwärtigen systemat. Theologie.** 1909. V, 199 S. 3.60, geb. 4.40

—, **Theologie und Kirche.** Beiträge zum gegenwärtigen Kirchenproblem. 1912. V, 100 S. 2.—

Ihmels, L., **Aus der Kirche, ihrem Lehren und Leben.** 1914. 208 S. 4.—, geb. 4.80

16283

GTU Library
3 2400 00394 7136

A. Deichertsche Verlagsbuchh
Köni

Ihmels, L., Fides implicita u. der evangelische Heilsglaube. 1912. 44 S. —.90

—, J
ste

—, (
V
mi
V

Käh
fü

I
II

—,
Ef

—,
ar
H

Kir
d.

—,
d.

Kra
G
D

Loh
br

Lüt
lo

—,
14

DATE DUE

GAYLORD PRINTED IN U.S.A.

Martensen-Larsen, H., Zweifel und Glaube. Erlebnisse u. Erfahrungen den Suchenden gewidmet. Deutsch v. F. Buhl. 1911. VII, 326 S. [illegible]

GTU Library
2400 Ridge Road
Berkeley, CA 94709
For renewals call (510) 649-2500
All items are subject to recall.

Mandel, H., Genetische Religionspsychologie. Ein System der natürlichen Religionen. (I 1 von „Die Erkenntnis des Übersinnlichen", Grundr. d. System. Theol.) 1911. X, 279 S. 5.50

—, **System der Ethik** als Grundlegung der Religion. (I 2 von „Die Erkenntnis des Übersinnlichen", Grundriß der Systematischen Theologie.)

I. Hälfte: **Ethische Typenlehre.** 1912. VII, 298 S. 5.80

II. „ **System der Sittlichkeit.** 1912. IX, 446 S. 8.60

—, **Der Wunderglaube.** 1913. 44 S. —.90

Pfennigsdorf, E., Der religiöse Wille. Beitrag z. Psychologie und Praxis der Religion. 1910. XII, 340 S. 5.80, geb. 6.50

—, **Religionspsychologie und Apologetik.** 1913. 100 S. 2.—, geb. 2.50

Scherl, H., Die Theorie von Christus als dem zweiten Adam bei Schleiermacher. 1913. 86 S. 2.—

Schaeder, E., Religiös-sittliche Gegenwartsfragen. Vorträge 1911. V, 229 S. 4.—, geb. 4.80

—, **Theozentrische Theologie.** Eine Untersuchung z. dogmat. Prinzipienlehre. I. geschichtl. Teil. 2. umgearb. u. verm. Aufl. im Druck. II. systemat. Teil. 1914. VIII, 324 S. 6.80, geb. 8.—

—, **Zur Trinitätsfrage.** 3 Vorlesungen. 1912. 50 S. 1.—

Scheiner, M., Die Sakramente und Gotteswort. 1914. XII, 220 S. 5.—

Schneidermann, G., Der christl. Glaube im Sinne der gegenw. ev.-luther. Kirche. Method. Lehrbuch der Glaubenslehre als der Darstellung unseres eigenen Glaubens. XXXII, 632 S. 9.—

Seeberg, R., Die Grundwahrheiten der christlichen Religion. Ein akad. Publikum. 5. Aufl. 1910. VII, 173 S. 3.—, geb. 3.80

—, **Aus Religion und Geschichte.** I. Biblisches u. Kirchengeschichtliches. 1906. VII, 400 S. 6.50, geb. 7.60

II. Zur systematischen Theologie. Abhandlungen und Vorträge. 1909. VII, 395 S. 6.60, geb. 7.60

—, **System der Ethik** im Grundriß dargestellt. 1911. VIII, 147 S. 3.—, geb. 3.60

—, **Der Ursprung des Christusglaubens.** V, 62 S. 1914. 1.80

G. Pätz'sche Buchdr. Lippert & Co. G. m. b. H., Naumburg a. d. S.